

Newsletter № 10

Alumni-Vereinigung des Peter Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin e. V.

Neues vom Verein

Die Alumni-Vereinigung 2

Veranstaltungen der Alumni-Vereinigung 2

Neues vom Institut

Zur Situation des Instituts für AVL 2

Zum Tod von Gert Mattenklott 5

Zusammenarbeit mit dem Cluster
»Languages of Emotion« 10

Akademische Austauschprogramme der AVL 12

Fachschaftsinitiative AVL 14

»Angewandte Literaturwissenschaft« 15

Veranstaltungen

Samuel-Fischer-Gastprofessur für Literatur:
Richard Powers 16

Heiner Müller-Gastprofessur für
deutschsprachige Poetik: Dea Loher 19

August Wilhelm von Schlegel-Gastprofessur für
Poetik der Übersetzung: Stefan Weidner 20

August Wilhelm von Schlegel-Gastprofessur für
Poetik der Übersetzung: Burkhard Kroeber 33

Tagungsberichte

Alexander von Humboldt. Reisen zwischen
Europa und den Amerikas 35

Neuerscheinungen

Respekt vor den Poeten 39

Experiment Linie 39

Die Spur des Sputnik 40

Neues vom Verein

Die Alumni-Vereinigung

Am 3. Oktober 2009 ist Prof. Dr. Gert Mattenklott gestorben, Schüler Peter Szondi und über lange Jahre Lehrstuhlinhaber am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Gert Mattenklott hat den Verein mitinitiiert und stets engagiert unterstützt. Seiner sei an dieser Stelle noch einmal gedacht.

Im laufenden Jahr sind dem Verein beigetreten: Hannah Hinz, Eike Kronshage, Silke Krummel und Almut-Barbara Renger. Der Verein weist damit 120 Mitglieder auf. Eine aktuelle Namensliste sowie ein Beitrittsformular sind über folgende Internetseite abrufbar: www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/weo3/alumni/index.html. Auf den Internetseiten des Vereins findet sich auch eine Praktikumsbörse, auf der Ehemalige den gegenwärtigen Studierenden Praktikumsplätze anbieten: www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/weo3/alumni/praktikumsboerse/index.html.

Auf der nächsten Mitgliederversammlung, die im Frühjahr 2010 stattfinden soll, wird ein neuer Vorstand gewählt werden, da der gegenwärtige nun drei Jahre im Amt ist. Der Zeitpunkt der Versammlung steht noch nicht fest — die Mitglieder erhalten wie immer rechtzeitig Bescheid.

Veranstaltungen der Alumni-Vereinigung: AVL im Beruf — Peter Szondi-Vortrag 2009

Die Alumni-Vereinigung bietet zwei Reihen von Veranstaltungen an: Informationsabende *AVL im Beruf* mit früheren Studenten des Instituts sowie hochkarätig besetzte *Peter Szondi-Vorträge* zu aktuellen Themen der AVL. In diesem Rahmen sprach am 9. Juli 2009 der emeritierte Bielefelder Literaturwissenschaftler und Herausgeber der Zeitschrift *Merkur* Karl Heinz Bohrer zum Thema »Der Verdacht gegen die Idee. Konflikt zweier Modernen«. Im Anschluß fand das Sommerfest des Peter Szondi-Instituts statt.

Neues vom Institut

Zur Situation des Instituts für AVL

von Prof. Dr. Georg Witte, Peter Szondi-Institut für AVL und Vorstand der Alumni-Vereinigung

Liebe Mitglieder des Alumnivereins,
ein Jahr geht zu Ende, das für das Peter Szondi-Institut überschattet bleibt vom viel zu frühen Tod Prof. Dr. Gert Mattenklotts. Was Gert Mattenklott in seiner doppelten Begabung als wissenschaftlicher Inspirator und erfindungsreicher Organisator dem Institut an reicher Erbschaft hinterließ, davon haben viele Nachrufe und Erinnerungen berichtet. Wir sind dankbar, dass Lothar Müller seine auf der Trauerfeier gehaltene Rede, die von tiefer, auf langjähriger Freundschaft

fußender Kenntnis des Lebenswerks Gert Mattenklotts durchdrungen ist, unserem Alumni-Newsletter als ein besonders bewegendes Dokument der Erinnerung zur Verfügung gestellt hat.

Sie werden feststellen, dass die Berichte über die Seminare unserer Autorengastprofessuren, der Heiner Müller-Gastprofessur für deutschsprachige Poetik und der Samuel-Fischer-Professur für Literatur, im folgenden einen besonderen Stellenwert einnehmen. Diese beiden Professuren — die, auch das sei nochmals betont, eine Mattenklottische Errungenschaft sind — erfreuen sich einer immer größeren Attraktionskraft in der gesamten Berliner Hochschullandschaft. Aufgrund der großen Bewerberzahlen müssen wir mittlerweile sehr selektiv bei der Zulassung der BewerberInnen für die Teilnahme an den Seminaren vorgehen. Ein großer Erfolg ist es, dass wir die Heiner Müller-Professur, die in Verbindung mit dem von der Stiftung Preußische Seehandlung finanzierten Berliner Literaturpreis vergeben wird, nach einer fünfjährigen Probelaufzeit nun verstetigen konnten. Der Vertrag zwischen der Stiftung und der Freien Universität wurde mittlerweile entfristet.

Soeben wurde die neue Preisträgerin, Sybille Lewitscharoff, die im Sommersemester 2010 die Heiner Müller-Professur wahrnehmen wird, bekannt gegeben. Einen studentischen Erfahrungsbericht über das Seminar der diesjährigen Preisträgerin, der Dramatikerin Dea Loher, finden Sie in diesem Newsletter. Die Samuel-Fischer-Professur wird im laufenden Wintersemester 2009/10 von dem rumänischen Autor und Literaturkritiker Mircea Cărtărescu bekleidet, der ein Seminar über »Postmodernism and beyond« anbietet. Den Erfahrungsbericht über das Seminar seines Vorgängers, des amerikanischen Romanciers Richard Powers, finden Sie ebenfalls in dieser Ausgabe.

Vor drei Jahren ist, wie die meisten von Ihnen wissen, eine dritte Gastprofessur, die August Wilhelm von Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung, hinzugekommen, die vom Deutschen Übersetzerfonds finanziert wird. In diesem Wintersemester ist sie zum ersten Mal mit einem Übersetzer aus einer nichteuropäischen Sprache, dem Arabischen, besetzt worden. Stefan Weidners Antrittsvorlesung, die das Übersetzen von einem Phantasma des Alles-Verstehen-Müssens befreit und als ästhetische Instanz eines sprachlichen Differenzbewusstseins würdigt, das auch das Nicht-Verstehen kennt, läßt sich im vorliegenden Newsletter noch einmal nachlesen. Der studentische Erfahrungsbericht aus dem Seminar des Vorgängers, Burkhard Kroeber, macht deutlich, was wir mit dieser Professur bezwecken: eine Verbindung von Einsichten in die praktischen Details des Übersetzerhandwerks und poetologischer Reflexion über die Übersetzung als literarisches Genre.

Aber es sind nicht nur solche Exklusivereignisse, die das Leben des Instituts bestimmen. Sie sind integriert in ein Studienprogramm, das sich mittlerweile fast vollständig auf die modularisier-

ten Studienformate des Bachelor- und des Masterstudiengangs eingestellt hat. Die Zahl der Studierenden im auslaufenden Magisterstudiengang wird kleiner und kleiner. Die Zeit der extremen Doppelbelastung, als wir sowohl die neuen als auch den auslaufenden alten Studiengang mit Lehrveranstaltungen zu versorgen hatten, ist zum Glück vorbei. Die anfänglichen, wohl unvermeidlichen organisatorischen Reibungsverluste in der Implementierungsphase der neuen Studiengänge sind überwunden, notwendige Anpassungen der Studienordnungen an die in den ersten Jahren gesammelten Erfahrungen wurden realisiert.

Mittlerweile haben wir — die Zahlen beziehen sich auf das Wintersemester 2009/10 — für den Bachelorstudiengang AVL 338 Bewerbungen zu verzeichnen, von denen wir 95 Studierende zulassen und 34 schließlich immatrikulieren konnten. In den Masterstudiengang AVL konnten wir 23 Studierende aufnehmen. Für den Masterstudiengang »Angewandte Literaturwissenschaft«, an dem das Peter Szondi-Institut gemeinsam mit dem Institut für Englische Philologie und dem Institut für Deutsche und Niederländische Philologie beteiligt ist, gab es 90 Bewerbungen bei einer Immatrikulationszahl von 18 Studierenden, wie im Bericht von Dorothee Risse nachzulesen ist.

Was die Forschungsaktivitäten des Instituts betrifft, so seien hier nur zwei Schwerpunkte genannt, die in den vergangenen zwei Jahren über die zahlreichen Einzelprojekte unserer KollegInnen hinaus eine neue, bislang in dieser Dichte uns noch nicht bekannte Vernetzung der Interessen hervorgebracht haben. Beide hängen mit Erfolgen im Exzellenzwettbewerb der deutschen Universitäten zusammen. An erster Stelle ist der von Prof. Dr. Winfried Menninghaus initiierte und geleitete Cluster »Languages of Emotion« zu nennen, für den das Peter Szondi-Institut nicht nur die »Wiege« war, sondern in den es mit einer Vielzahl von Projekten hineinwirkt (siehe hierzu den Bericht von Nina Diezemann). Das zweite Feld ist die am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften angesiedelte Friedrich Schlegel-Graduiertenschule, in der alle ProfessorInnen des Instituts als Betreuer von Dissertationen vertreten sind.

Diese beiden neuen Institutionen haben uns auch personale Verstärkung gebracht. In diesem Jahr sind zwei Juniorprofessoren an das Institut berufen worden: Prof. Dr. Remigius Bunia (im Rahmen der Friedrich Schlegel-Graduiertenschule) und Prof. Dr. Oliver Lubrich (als Juniorprofessor für Rhetorik im Rahmen des Clusters »Languages of Emotion«). Der Fiktions- und Medientheoretiker Remigius Bunia ist ein Neuzugang, er kommt von der Zeppelin University in Friedrichshafen und hat über das Verhältnis von Realitätserfahrung und Fiktion gearbeitet und die wechselseitigen Affizierungen von Ästhetik und Wissenschaft seit der Romantik erforscht. Er ist seit dem Wintersemester 2009/10 der neue Ge-

schäftsführende Direktor des Instituts. Oliver Lubrich, dessen Arbeitsschwerpunkte im Bereich der antiken Literatur und Rhetorik, der wissenschaftlichen und belletristischen Reiseliteratur (mit einem besonderen Schwerpunkt auf Alexander von Humboldt) und der deutschsprachigen Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg liegen, wird den meisten von Ihnen bekannt sein. Er war bereits zuvor als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Peter Szondi-Institut tätig und ist Mitglied im Vorstand des Alumni-Vereins. Und last but not least: PD Dr. Sabine Mainberger hat einen Ruf auf eine Professur für Vergleichende Literaturwissenschaft an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn erhalten. Allen unseren KollegInnen wünschen wir viel Erfolg!

Mit den besten Wünschen für die Weihnachtszeit,

Ihr Georg Witte

Zum Tod von Gert Mattenklott

Am 3. Oktober 2009 verstarb im Alter von 67 Jahren Prof. Dr. Gert Mattenklott. Seine Beerdigung fand am 16. Oktober auf dem Berliner Dreifaltigkeitsfriedhof statt. Neben von Hanns Zischler vorgelesenen Texten des Verstorbenen wurde bei der Trauerfeier auch die folgende Rede gehalten.

Trauerrede für Gert Mattenklott

von Dr. Lothar Müller

Liebe Gundel, liebe Caroline, lieber Benjamin, liebe Anverwandte, Freunde, Schüler und Kollegen, seinen Grabspruch hat er sich selbst ausgesucht, die letzten Verse eines Gedichtes von Clemens Brentano: *O Stern und Blume, Geist und Kleid, / Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!* Eine bündige Botschaft läßt sich dieser Girlande aus Worten nicht leicht ablauschen, ein Verbum, das sie fixieren würde, gibt es nicht. So bleibt es bei der reinen Anrufung, beim Schweben der Verse hinweg über Stern und Blume, Geist und Kleid. Darin aber, in diesem Gleiten über die Wortpaare tritt eine Figur hervor, auf die Gert Mattenklott im Leben wie im Denken, in Vortrag und Lehre häufig zurückgekommen ist: die Ellipse. Einmal hat er sie ausdrücklich der platonischen Ordnung des Kreises gegenübergestellt, in dem eine höchste Idee konkurrenzlos, monarchisch regiert und alle Sphären mit einer Wahrheit durchtränkt. In wenigen Zeilen, sie stehen in seinem Porträtessay über den deutsch-jüdischen Autor Moritz Heimann, wird die Ellipse zur Anschauungsform, in der die Bewohner der modernen Welt sich selbst begegnen, sich selbst erkennen können: »In sich«, heißt es dort, »birgt der bizenrale Raum der Ellipse eine unendliche Mannigfaltigkeit von Konstellationen und Gestalten. Aus den Variationen der Bipolarität ergibt sich für die Moderne eine Gestaltenvielfalt des Lebendigen, ohne daß es dazu eines Urbildes oder einer letzten zentralen Kraft bedürfte.«

Wenn Gert Mattenklott so oder anders vom bizentralen Raum sprach und von den Brennpunkten der Ellipse, zwischen denen einer in ein gespanntes Verhältnis zu sich selbst treten kann, so wurde zweierlei rasch klar: daß ihm die elliptische Ordnung als Alternative galt zum schiedlich-friedlichen ›sowohl – als auch‹ wie zum rigorosen ›entweder – oder‹; und daß sie für ihn mehr war als nur eine Gedankenfigur, daß sie tief eingelassen war in die Fundamente seiner Existenz, daß sie eine Anlage seines Denkens und seines Empfindens war. »Der Sehnsucht eine Form«, so nannte er einmal einen Aufsatz über den Roman *Lucinde* von Friedrich Schlegel. »Der Spannung eine Form, die sie darstellt und, wo es nottut, bändigt«, so ließe sich der Titel auf die Ellipse ummünzen.

»O Stern und Blume, Geist und Kleid ...«. Als er schon schwer krank war, ist Gert Mattenklott, es ist erst wenige Wochen her, zum Botanischen Garten nach Dahlem gefahren, um sich das renovierte Gewächshaus anzuschauen. Vorträge, in denen es um die Poetik des Gartens ging oder den leidenschaftlichen Gärtner, hat er so manchen gehalten, und das Verhältnis von Geist und Kleid erschöpfte sich für ihn nicht im Kontrast von intellektueller Ordnung und sinnlicher Hülle, ja, er wurde mißtrauisch, wenn es der Geist an Respekt vor dem Kleid fehlen ließ. Und auch der Vorstellung, das Wahre sei das Unverhüllte, das aufzudecken, offenzulegen, zu enthüllen und aller Vorurteile zu entkleiden sei, traute er nicht recht über den Weg. Zu viel Wahrheit schien ihm an der Oberfläche und in den Hüllen der Entzifferung zu warten, zu vertraut war er mit den Listen der Mode, als daß er hätte zugeben können, die nackte Wahrheit sei die höchste. »Wir suchen sie innen, und finden sie außen«, schrieb er einmal, und als er seinen letzten Ausflug machte, am Tag vor seinem Tod, ins Umland von Berlin, zu einem der märkischen Seen, da gehörte zu seinen Vorbereitungen auch die gewissenhafte, sorgfältige Auswahl der Kleidungsstücke, in denen er ausgehen wollte.

Wie sein schmal gewordener Körper war da auch seine Stimme unüberhörbar von der Krankheit gezeichnet. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Gründe hierfür zurückführen nach Oranienburg, wo er im Januar 1942 geboren wurde, nahe der Kolonie Eden und des KZ Sachsenhausen, in den Krieg hinein, in dem die Stadt, Standort der Heinkel-Werke und also der Rüstungsproduktion, 1944/45 massiv bombardiert wurde, durchlöchert wurde, Blindgänger werden dort noch bis in die Gegenwart immer wieder gefunden. Diese Kindheit in Krieg und Nachkriegszeit, mit einer Drüsen-Tbc verbunden, mag den Lungenkrebs begünstigt haben, im Bund mit einer genetischen Disposition, die diese Krankheit in der Familie häufiger auftreten ließ. Jedenfalls, sagen die Ärzte, lagert sich die Krankheit nicht selten an vernarbtes Lungengewebe an.

Das Lesefieber, über das er so hinreißend schreiben und sprechen konnte, diese heilsame, so

oft den Ausgang aus der Herkunftswelt begünstigende Krankheit, erhielt bei Gert Mattenklott seine reichliche Nahrung weniger im Elternhaus. Der Sohn eines preußischen Zollbeamten hätte auch selbst Beamter werden können, etwa bei der Post, und nicht partout das Abitur machen oder gar studieren sollen. Die Paten seiner frühen Lektüre, derer er dankbar gedacht hat, waren ein Onkel und dessen Frau, mit ihrer Bibliothek in Berlin, wohin Gert Mattenklott mit seiner Familie in den frühen 50er Jahren übersiedelt war. Es bedurfte dieser Paten und der sie umgebenden bürgerlichen Bildungswelt der Siedlung »Onkel Toms Hütte« in Zehlendorf, es bedurfte der Fürsprecher unter den Lehrern, um den begabten Schüler mit den ungleichmäßigen Zeugnissen vom Lesefieber über das Abitur ins Studium zu führen. Es lassen sich die Stationen seines Bildungsganges aufzählen, des Studiums der Philosophie, Germanistik und Geschichte in Berlin, Göttingen und Grenoble, der Forschungsaufenthalt in Yale 1968/69, die Lehrer, darunter der wichtigste, Peter Szondi, der die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft in Deutschland heimisch zu machen suchte. Doch erklärt der Bildungsgang zwar manches, vielleicht sogar vieles, ganz bestimmt aber nicht alles an der traumwandlerischen Sicherheit, mit der Gert Mattenklott früh die Stoffe gefunden hat, an denen er die aufschließende Kraft seines Denkens, seiner philologisch-physiognomischen Aufmerksamkeit auf Geist und Kleid der Künste bewähren konnte.

Schon mit 25 Jahren war er promoviert, die Dissertation *Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang* hat bis heute ihren Glanz nicht verloren, auch deshalb, weil ihre Sprache ihrem Gegenstand die Waage hielt. Es soll hier aber nicht von der wissenschaftlichen Karriere allein die Rede sein, die ihn nach der Habilitationsschrift *Bilderdienst. Ästhetische Opposition bei Beardsley und George* schnell auf eine Professur nach Marburg führte, auf den Lehrstuhl, den einst Max Kommerell innegehabt hatte. Es soll zugleich und vor allem die Lebenskurve zur Sprache kommen, in die sein Lehren, sein Forschen, sein Schreiben eingelassen war. Denn nicht nur, wenn er die Rebellion des Sturm und Drang aus ihrem Widerpart, der ihre Werke regierenden Trauer, begreifbar machte, die Reue vor der Tat, die Enttäuschung vor dem Scheitern ins Blickfeld rückte, bewährte sich sein Talent zur elliptischen Verschränkung von Leben und Kunst. Es prägte, als Neigung zum Bipolaren, auch seine eigene Biographie, die er nicht nur der Wissenschaft widmete, sondern auch der Erkundung der »Gestaltenvielfalt des Lebendigen«.

Wohin auch immer er aufbrach, an Berlin blieb er gebunden, hierher kehrte er immer wieder zurück, mochte die Stadt nicht lassen, ein Leben lang. Früh, die Dissertation war gerade im Druck erschienen, schrieb er über den damals noch kaum bekannten Franz Hessel und sein Buch *Spazieren*

in Berlin, später über Döblin, Georg Hermann, Moritz Heimann und die Berliner Romantiker ohnehin, zu deren Kreis ja auch Brentano zeitweilig zählte. Und wenig später begann, seit der Berufung nach Marburg, der Reisende immer Raum einzunehmen, als Pendler und Transitreisender, der mit kleinen, markanten Schriftzügen im Zug seine Vorlesungen schrieb, der auf Vortragsreisen ging, Gastprofessuren wahrnahm, häufig nach Italien fuhr, wo er irgendwann für die Freunde unter den Kollegen sich zu seinem deutschen Vornamen auch einen italienischen zulegte, und überdies nicht nur beruflich reiste, sondern um des Reisens willen oder aus einer Neugier heraus, etwa der auf den Karneval in Köln.

»Ist denn die Vernunft allein getauft? Sind die Leidenschaften Heiden?« Die Frage Hamanns hallt in Gert Mattenklotts Leben wie in seinen Schriften wider, ob sie von den leibhaftigen Stimmen der Lyriker handeln oder von der Ästhetik der Pflanzen und ihrer Fotografie oder der Musik. Nie fingieren seine Schriften, das Leben selbst melde sich in ihnen unmittelbar zu Wort, gar wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Stets suchen sie in den Formen der Künste nach den Erfahrungen, die sie bergen, und sind deshalb selber formbewußt.

Das *Bilderdienst*-Buch über Beardsley und George widmete er, als es 1970 erschien, seiner Frau Gundel, und irgendwann einmal hat er, vielleicht angeregt von einem romantischen Fragment, etwa von Novalis, über Kinder als Liebesbeweis gesprochen und geschrieben. Da war er längst Vater. Denn auch das war er früh, mit 27, und er lernte auch früh jenes Liebesleid kennen, das im Verlust eines Kindes besteht, und entschied sich danach mit seiner Frau, ein weiteres Kind anzunehmen. Zur Tochter Caroline einen Sohn, Benjamin. So wie der Transitreisende dem immer neu Heimkehrenden trat zeitweilig das Leben außerhalb der Familie — in Marburg, in Frankfurt — dem Leben in der Familie an die Seite. Vom Verblässen der Charaktere schrieb er derweil, aber damit meinte er die der klassischen Typenlehren, er selbst prägte seinen gar nicht blassen Charakter in dieser bipolaren Spannung aus.

Die von Hanns Zischler eben zitierte Auskunft über seine Herkunft aus dem dreifach, von der Kolonie Eden, vom KZ Sachsenhausen und von den Heinkel-Flugzeugwerken geprägten Oranienburg, hat Gert Mattenklott im Gespräch mit dem Filmregisseur Peter Lilienthal gegeben, als Antwort auf die Frage, wie er eigentlich dazu gekommen sei, über deutsche Juden zu forschen. Das Gespräch findet sich in dem Band *Jüdische Intelligenz in deutschen Briefen*, der 1988 erschien, Teil einer immer weiter ausgefächerten Sequenz von Editionen und Interpretationen zu Gustav Landauer und Walther Rathenau, Karl Wolfskehl und vielen anderen.

Ein durchgängiges Motiv ist in diesen Studien erkennbar: die Skepsis gegen die einsinnige Deutung der Werke und Theorien jüdischer Autoren

und Denker aus ihrer jüdischen Herkunft. Das galt auch für Peter Szondi, dessen säkulare Philologie Gert Mattenklott stets den Regionen entzog, in denen gilt: Einmal Jude, immer Jude. Auf Lessing ließ er nichts kommen. Die Aufklärung, begriffen als Zugewinn an Freiheit, sich von Bindungen zu lösen, war ihm dadurch die Stammheimat des modernen Intellektuellen. Wenn er, nicht zuletzt in Berufung auf Goethe, gegen die landläufige Ineinsetzung von Aufklärung und Rationalismus opponierte, unter der Freiheit des Individuums stets auch die des Sinnenwesens verstand, schloß dies das Interesse am übersinnlichen Leib ein, der einem seiner Bücher den Titel gab.

Aber auch hierin war die elliptische Anlange seines Denkens und Empfindens wirksam. So sehr er die Rechte der Sinne und der Sinnlichkeit verteidigte, so wenig war er ein Prophet des Körperkults oder Herold der Vitalität. Es mochte, weil er seine Laufbahn mit zwei Schriften über die ästhetische Opposition von Sturm und Drang und Jugendstil begonnen hatte, manchem so scheinen, als habe er es selber darauf angelegt, mit der ewigen Jugend im Bunde zu sein. Aber wer ihn näher kannte, wußte, daß er schon in jungen Jahren ein erfahrener Kranker war, freilich meist zurückhaltend oder gar verschwiegen, was die unangenehmen Details etwa seiner Nierenkrankheit betraf. Krankheiten, die mehr waren als nur gelegentliche Unpäßlichkeiten, waren seine Lebensbegleiter, in ihrer Schule muß er die Gelassenheit gelernt haben, mit der er in den letzten Jahren diese letzte, schwerste Krankheit ertragen und ihr so viel Leben — so lange es ging, einschließlich der geliebten Reisen — abgewonnen hat, wie möglich war. Zum hinhaltenen Widerstand, mit dem er der Krankheit gegenübertrat, gehörte auch das Festhalten an der Existenz als Lehrer, noch in den letzten Wochen, als an Auftritte in der Universität schon längst nicht mehr zu denken war: noch ließen sich Gutachten schreiben, Briefe oder E-mails beantworten.

Es war aber nicht die Prägung durch die Krankheit allein, die dem Eindruck entgegenstand, er sei im Leben wie im Denken mit der Jugend im Bunde gewesen. Schon als Mann in den besten Jahren hat er über Altersstile nachgedacht, immer wieder den späten Goethe gelesen, für das *Goethe-Handbuch* den Artikel nicht nur zum *Werther*, sondern auch zu *Faust II* geliefert. Sein Leben war kein Abwehrkampf gegen das Alter, dafür gibt es ein sprechendes Indiz: die Zustimmung, mit der er seine Laufbahn als Großvater antrat, die Hingabe, mit der er für seinen Enkel zum Gesprächspartner, Erzähler, Mitspieler wurde. Ich hätte ihm mehr Zukunft in seiner Altersepoche gewünscht, ihm und den Seinen, aber auch ihm und uns Freunden, Schülern und Kollegen, die wir nun Abschied nehmen müssen.

Lieber Gert, sei bedankt mit den Worten des Abschieds, die Du Dir selbst gewünscht hast:

*O, Stern und Blume, Geist und Kleid
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit.*



Zur Zusammenarbeit des Peter Szondi-Instituts mit dem Cluster »Languages of Emotion«

Von Dr. Nina Diezemann, »Languages of Emotion«, Öffentlichkeitsarbeit und Wissenschaftstransfer

Politische Reden können aufwühlen, Verse besänftigen, Geschichten rühren. Literatur, oder noch allgemeiner Kunstwerke, haben die Kraft, Emotionen nicht nur darzustellen, sondern auch auszulösen: Sie haben eine körperliche Wirkung. Doch wie reagieren Körper und Gehirn auf Worte, Klänge oder Bilder? Diese Wirkung ist mit psychophysiologischem Instrumentarium messbar als Veränderung der Hirnaktivität oder des Hautleitwiderstands. Mit den Verfahrensweisen der Literaturwissenschaft kann man Texte analysieren oder interpretieren, Aussagen über Erregungspotenziale treffen kann man nicht. Gleichzeitig verraten psychophysiologische Daten allein nichts über die spezifisch literarische Qualität eines Textes.

Im Cluster »Languages of Emotion« arbeiten deshalb seit zwei Jahren Geistes- und Naturwissenschaftler zusammen, geleitet von einem gemeinsamen Erkenntnisinteresse und der doppelten Perspektive auf das Thema Sprache und Emotionen. Die philologisch präzise Arbeit am Text trifft auf die Methoden der Naturwissenschaften; gemeinsam sind zum Beispiel fMRI-Studien möglich, die mit dem Herzstück der Clusterlabore, dem 3-Tesla-Magnet-Resonanz-Tomographen, am DINE (Dahlem Institute for Neuroimaging of Emotion) durchgeführt werden können.

Oliver Lubrich, Juniorprofessor für Rhetorik, ist einer der Wissenschaftler, die sowohl am Peter Szondi-Institut als auch am Cluster »Languages of Emotion« forschen. Hier ist er in interdisziplinäre Projekte eingebunden, die sich unter anderem mit der Wirkung rhetorischer Figuren in politischen Reden befassen. Wie sensibel Hörer auf diese formalen Gestaltungselemente reagieren, soll in einem Experiment erhellt werden, in dem Probanden Reden lauschen, deren rhetorische Mittel systematisch und kontrolliert ausgeschaltet worden sind, Reden also, in denen beispielsweise die Klang- oder die Wiederholungsfiguren fehlen.

Ähnlich arbeitet ein Projekt, das Versuchspersonen mit Versen wie diesem konfrontiert: »meischpe wirdelforpem schwegel / burs gie elst elfärnkel nüspe«. Hinter dieser Experimentaltopoesie im Wortsinne verbergen sich die Zeilen aus Goethes Gedicht »Mai«: »Leichte Silberwolken schweben / Durch die erst erwärmten Lüfte ...«. Ziel dieses Projekts, an dem neben der Psycholinguistin Sonja Kotz vom Leipziger Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften und dem Bielefelder Literaturwissenschaftler Martin von Koppenfels auch Winfried Menninghaus, Initiator und Sprecher des Clusters, beteiligt ist, ist die empirische Erforschung der Wirkung rhythmischer Sprache. Gezielt werden hier rhythmische und metrische Merkmale manipu-

liert oder auch — wie in dem oben zitierten Vers — die semantische Dimension vollständig entfernt.

Vielleicht nicht unbedingt Goethes heiteres Frühlingsgedicht — aber die Affekte, die Kunstwerke auslösen, können oft ambivalent oder sogar paradox sein, man denke nur an das Schaurig-Schöne oder die Lust an tragischen Gegenständen. »Ästhetische Modulation affektiver Valenz« heißt ein Projekt zur Theorie ästhetischer Emotionen, das Winfried Menninghaus zusammen mit dem Psychologen Thomas Jacobsen von der Helmut-Schmidt-Universität / Universität der Bundeswehr in Hamburg verfolgt. Gemeinsam mit dem Komponisten und Regisseur Julian Klein, dem Filmwissenschaftler Julian Hanich, dem Psychologen Valentin Wagner und dem Komparatisten Philipp Ekardt gehen sie der Frage nach, warum Kunstwerke den Rezipienten dazu verführen können, auf eigentlich negativ besetzte Phänomene mit positiver Rezeptionslust zu reagieren. Wann wird etwa ein ekelhafter Gegenstand als real und damit ekelhaft empfunden, wann gewinnt er die Qualität eines Kunstobjekts und wird mit Lust wahrgenommen?

Zu dem »geräuschvolle(n) Nebeneinander von hermeneutischen Historikern und Marxisten, Psychoanalytikern und Dekonstruktivisten«, an das Gert Mattenklott anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Peter Szondi-Instituts erinnerte und das ebenso den Geist des Instituts ausgemacht wie eine skleröse Schulbildung verhindert habe, ist nun die Geräuschkulisse des Clusters hinzugekommen. Hier wird nicht nur über nationalphilologische oder methodische Grenzen und über die Differenzen der Kunstformen hinweg gearbeitet, sondern der Graben zwischen *Humanities* und *Sciences* soll — zumindest partiell — überbrückt werden.

Profitieren können davon selbst rein philologische Arbeiten wie die Studie von AVL-Professorin Irene Albers zu affektinduzierten Körperäußerungen in der romanischen Prosa der Frühen Neuzeit. Schwitzen, Erröten oder Tränen sind hier nämlich doppelt codiert: Sie repräsentieren gleichzeitig reale somatische Reaktionen und Effekte literarischer Erzähltechnik. Die von diesen Texten immer wieder reflektierte Schwelle zwischen ›Kultur‹ und ›Natur‹ der Gefühle zählt zu den zentralen im Cluster diskutierten Fragen.

Ähnliche Erkenntnisinteressen verbanden vor mehr als 90 Jahren schon einmal ein Forscherkollektiv, das nun Gegenstand des Clusterprojekts des Slawisten und AVL-Professors Georg Witte ist. Ziel der »Staatlichen Akademie für Kunstwissenschaften« (»Gosudarstvennaja Akademija Chudožestvennych Nauk«, kurz: GACHN) war die Zusammenarbeit von Kunst-, Literatur-, Theater-, Film-, Musikwissenschaften, philosophischer Ästhetik und empirisch-experimenteller Psychologie — eine Zusammenarbeit, die vermutlich ähnlich geräuschvoll verlief und

in deren Zentrum ebenfalls die emotionale Wirkungsdimension der Künste stand.

Eine Nachwuchsgruppe will die in Religion und Popkultur weit verbreiteten, wissenschaftlich jedoch kaum erforschten Emotionen ›Verehrung‹ und ›Bewunderung‹ interdisziplinär untersuchen. Der Leiter der Gruppe, Johannes Windrich, promovierte am Institut für AVL und arbeitet nun mit der Psychologin Ines Schindler und der Soziologin Veronika Zink zusammen. Doktoranden in der Graduiertenschule des Clusters (darunter fünf aus der AVL) verfolgen zwar ihre eigenen literaturwissenschaftlichen Projekte, lernen aber gleichzeitig die Emotionsforschung anderer Disziplinen kennen und können von deren Wissen und Erkenntnissen profitieren.

Der wechselseitige Austausch trägt dazu bei, die Prämissen der eigenen Methoden zu reflektieren und eine Außenperspektive auf das eigene Fach zu erleben, dessen Qualitätsstandards auch bei der interdisziplinären Arbeit nicht eingeebnet werden. Winfried Menninghaus probierte einen solchen Blickwechsel bei der Eröffnung des DINE: Er skizzierte eine literarische Imaginationsgeschichte der Magnet-Resonanz-Tomographie, erinnerte an die ebenfalls bereits inter- und transdisziplinäre Seelenforschung der deutschen Romantik und das dort prominente Bild des ›Seelenbergwerks‹. Der MRT-Scanner, in dessen ›Röhre‹ Veränderungen der Hirnaktivität gemessen und sichtbar gemacht werden können, kann in dieser Tradition gesehen werden.

<http://www.languages-of-emotion.de>

Akademische Austauschprogramme der AVL

Das neueste Erasmus-Austauschprogramm des Peter Szondi-Instituts besteht seit 2008 mit dem Dipartimento di Slavistica e Germanistica der Università di Verona. Damit unterhält das Institut derzeit zu den Universitäten Bergen, Córdoba, Edinburgh, Kopenhagen, Lausanne, Neuchâtel, Paris 8, 13 und ENS, Roma Tre, Turku, Venedig und Verona europäische Austauschprogramme. Diese Programme sollen nicht nur Studierenden ermöglichen, ein oder zwei Semester an der jeweiligen Partneruniversität zu verbringen, sondern auch Kontakte und Kooperationen zwischen den Lehrenden der beteiligten Institutionen stiften.

»Erste Station für die germanischen Wander-völker«. Eine Reise nach Verona im Mai 2009 von Dr. Maria Zinfert, Peter Szondi-Institut für AVL

Pünktlich um 12 Uhr mittags Ankunft in Verona. Am Flughafen erwartet mich Massimo Salgaro. Und gleich geht es zum Mittagessen in eine Osteria der Altstadt. Während des Essens erläutert mir mein Gastgeber den geplanten Ablauf meines ersten Tages in Verona. Daraufhin fahren wir zur Universität und zum Dipartimento di Germanistica e Slavistica. Dort werden mir Isolde Schiffermüller, Walter Busch und Elmar Locher vorge-

stellt, alle wie Massimo Salgaro Professoren am Germanistischen Institut. Auf 17 Uhr ist mein Vortrag »Grauzonen. Anmerkungen zu Schwarzweißfotografien in den Büchern von W. G. Sebald« angesetzt. Die Zuhörerschaft ist handverlesen, anwesend sind auch die Austauschstudentinnen für das Wintersemester 2009/10. Im Anschluss gibt es dann aber eine rege Diskussion: Die Professoren des Instituts beschäftigen sich eingehend mit dem Werk Sebalds und haben in einem 2005 von Walter Busch herausgegebenen Band *W. G. Sebald. Storia della distruzione e memoria letteraria* alle eigene Beiträge publiziert. Am Abend findet in einem Veroneser Restaurant ein von der Romanistik-Professorin Anna Maria Babbi organisiertes gemeinsames Essen mit Angehörigen des Romanistischen und des Germanistischen Instituts statt.

Am 7. Mai, dem zweiten Tag meines Aufenthalts, besuche ich die Kirche Santa Anastasia, um das in Sebalds *Schwindel. Gefühle* beschriebene Wandbild Pisanellos zu sehen, auf das auch mein Vortrag Bezug nahm. Leider ist es wegen Renovierungsarbeiten verhängt. Doch kann ich an diesem Vormittag in der Stadt, nicht zuletzt im Museum im Castelvecchio, einen Eindruck von Veronas Reichtum an Kunstwerken gewinnen — ein Aspekt, der für die Erasmus-Stipendiaten des Peter Szondi-Instituts von großem Interesse sein dürfte. Am Nachmittag mache ich mich in Begleitung von Massimo Salgaro auf den Weg nach Südtirol, wo ich in Lana ein weiteres Mal meinen Vortrag zu Sebald halte. Lana ist ein Dorf bei Meran, das mit seinem »Verein der Bücherwürmer« ein sehr anspruchsvolles literarisches Programm zu bieten hat. Mein in der öffentlichen Bibliothek gehaltener Vortrag ist der erste in einer von Elmar Locher organisierten Reihe zum Thema »Erinnerung und Darstellbarkeit«. Anschließend gibt es ein Publikumsgespräch. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen weiteren der Veroneser Germanistik-Professoren kennen, Peter Kofler. Das Gespräch über Sebald und unsere Universitäten findet auch hier seine Fortsetzung bei einem gemeinsamen Abendessen.

Am Morgen des 8. Mai machen Massimo Salgaro und ich uns früh auf den Weg zurück nach Verona, wo ich drei der vier Austauschstudentinnen des Wintersemesters 2009/10 treffe: Clio Roncolato, Sabina Parduzzi und Benedetta Patuzzo. Sie haben ganz praktische Fragen und sind sehr daran interessiert, etwas über das Lehrangebot am Peter Szondi-Institut zu erfahren. Mit diesem Treffen endet der offizielle Teil meines Aufenthaltes.

Nicht minder wichtig aber sind die Gespräche und Begegnungen am Rande, wie etwa bei einem Ausflug zu einer künstlerischen Darbietung im Museum von Rovereto am Freitagabend, wo ich wieder auf Angehörige der Universität treffe. Dank des Engagements von Massimo Salgaro kann ich einen guten Eindruck sowohl von den

Studienbedingungen in Verona als auch von der Stadt und ihrer Umgebung gewinnen. Einen Aufenthalt in Verona kann ich den Studierenden der Komparatistik unbedingt empfehlen — nicht zuletzt auch deshalb, weil Verona in vielerlei Hinsicht ein Ort der Literatur ist. So kann man, nachdem Shakespeares Heldin Giulietta alle Ehren erwiesen sind, im Giardino Giusti im Schatten der Goethe-Zypresse ausruhen oder aber sich wie Heine erfassen lassen vom »mächtigen Fiebertraum voll heißer Farben, scharfbestimmter Formen« der Stadt Verona, die — so Heine weiter — »immer gleichsam die erste Station [war] für die germanischen Wandervölker, die ihre kaltnordischen Wälder verließen und über die Alpen stiegen, um sich im güldenem Sonnenschein des lieblichen Italiens zu erlustigen.«

<http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/weo3/studium/austauschprogramme/index.html>

Zur Fachschaftsinitiative am Institut für AVL
von Felix Lorenz, Liane Schlumberger und Christian Wöllecke, Fachschaftsinitiative AVL

Die Fachschaftsinitiative am Peter Szondi-Institut ist auch weiterhin aktiv. Ähnlich wie im letzten Jahr ist auch in diesem Wintersemester eine studentische Evaluation der Grundlagenseminare mit Hilfe eines eigenen Fragebogens geplant. Hierbei wird den neuen Studentinnen und Studenten auch die Möglichkeit geboten, sich zum Erstsemesterfrühstück zu äußern. Dieses wurde wie in den letzten Jahren von der Fachschaft organisiert und durch Mittel des Allgemeinen Studierenden-ausschusses sowie der FSI-Kasse finanziert.

Es gab in diesem Jahr auch erstmals zwei Abendveranstaltungen im Rahmen der Orientierungstage. Bei diesen ging es vorrangig ums Kennenlernen, es gab aber auch Raum für weitere Fragen und Antworten zum Studienbeginn. Im Großen und Ganzen scheint das Frühstück wieder gelungen zu sein, zumal es in diesem Jahr statt Frontalsitzreihen Gruppentische gab, um die Kommunikation untereinander zu fördern.

Im Blog der FSI finden sich nach wie vor alle Informationen zu Terminen und Treffen, so dass die Arbeit transparent und für Interessierte nachvollziehbar bleibt. Protokolle, aber auch Berichte aus Institutsversammlungen sind ein weiterer Teil der FSI-Arbeit: <http://avlfachschaft.wordpress.com>

Anfragen von interessierten Studierenden, teilweise auch aus dem ersten Semester, lassen darauf hoffen, dass sich die Fachschaftsinitiative erhält und verjüngt. Für das Klima am Institut und für das allgemeine Miteinander ist es sehr wichtig, dass es auch weiterhin Studierende gibt, die trotz des Bachelor- und Mastersystems noch Interesse daran haben, über den Besuch von Seminaren hinaus am Institutsleben teilzunehmen. Wir sind unter einer zentralen E-Mail-Adresse erreichbar (fsiavl@zedat.fu-berlin.de) und hoffen auch weiterhin auf rege Unterstützung.

»Angewandte Literaturwissenschaft«

von Dr. Dorothee Risse, Studiengangskoordinatorin

Der Masterstudiengang »Angewandte Literaturwissenschaft« geht in sein siebtes Jahr und erfreut sich immer größerer Nachfrage: für den Studienbeginn im Wintersemester gab es mehr als 90 Bewerbungen, was gegenüber 2008 eine Steigerung um 30 Prozent bedeutet. Die 18 neuen Studierenden wurden am 26. Oktober bei der traditionellen Absolventen- und Immatrikulationsfeier, die zum zweiten Mal im Literarischen Colloquium am Wannsee stattfand, offiziell an der Freien Universität willkommen geheißen. Nach dem Festvortrag von Gregor Dotzauer, Literaturredakteur beim Tagesspiegel, verlieh Prof. Georg Witte den acht AbsolventInnen des letzten Jahres ihre Zeugnisse und erinnerte an Prof. Gert Mattenklott, der noch 2008 diesen Part übernommen hatte und dessen Tod einen großen Verlust für die Angewandte Literaturwissenschaft bedeutet.

Gert Mattenklott hat, zusammen mit Prof. Manfred Pfister vom Institut für Englische Philologie, den Masterstudiengang initiiert und die Universitätsleitung 2001 davon überzeugt, für zwei Jahre eine Mittelbaustelle zur Konzeptualisierung und zum Aufbau des Studienangebots und eine großzügige Anschubfinanzierung aus zentralen Mitteln bereit zu stellen. Seit dem Start im Wintersemester 2003/04 hat Gert Mattenklott den Studiengang begleitet und sich — manchem Gegenwind aus den eigenen Reihen zum Trotz — erfolgreich für seine Verstetigung eingesetzt. Dass die Angewandte Literaturwissenschaft im Berliner Literaturbetrieb auf offene Türen gestoßen ist, hat sie nicht zuletzt Gert Mattenklotts Namen und seinen Beziehungen zu verdanken.

Das Engagement der Studierenden ist seit Jahren ungebrochen und beschränkte sich 2009 erstmals nicht mehr nur auf Projekte, die aus Seminaren hervorgingen. So geben vier Studierende eine Dokumentation der kulturpolitischen Debatte heraus, die Ingo Schulzes Kritik an der Praxis privater Kulturförderung im Rahmen der Verleihung des Thüringer Literaturpreises 2007 ausgelöst hat. Schulze nahm den von der Energiefirma *e.on* finanzierten Preis zwar an, kritisierte aber in seiner Dankesrede die »Refeudalisierung der Kultur und Ökonomisierung aller Lebensbereiche« und bot sein Preisgeld zur Initiierung eines Literaturstipendiums an, das 2009 erstmals vergeben wurde. Die Publikation zum Thema wird 2010 im Berlin-Verlag erscheinen.

Dieses Projekt wurde den Studierenden in einem Literaturkritikseminar von Dr. Steffen Richter, in dem Ingo Schulze zu Gast war, vom Autor angetragen. Andere Projekte, deren Inhalte erst nach ihrem erfolgreichen Abschluss im nächsten Newsletter verraten werden, gehen gänzlich auf eigene Initiative zurück und wurden von Studierenden in Lehrveranstaltungen eingebracht, um sie dort mit Unterstützung der Dozenten

weiter zu entwickeln — beispielsweise ins Seminar »Drittmittelakquise für kulturelle Unternehmen« von Susanne Benedek. Um diese Projekte erfolgreich zu realisieren und eigenverantwortlich Mittel einwerben zu können, haben die Studierenden den gemeinnützigen Verein *AgLi* gegründet.

Für die aus Lehrveranstaltungen hervorgegangenen Projekte sei stellvertretend noch die Lesung *KOMPOESitionen* im ausverkauften Literaturforum im Brecht-Haus erwähnt, die in einem Seminar von Dr. Nathalie Mälzer-Semlinger konzipiert wurde: Anlässlich des 200. Geburtstags von Edgar Allan Poe las der Synchronsprecher Michael Pandrei Texte des Autors, begleitet von den musikalischen Improvisationen eines Pianisten und eines Kontrabassisten.

Für das Wintersemester konnten wieder neue Dozenten aus der Berufspraxis gewonnen werden: Iris Laufenberg, Leiterin des Berliner Theatertreffens, unterrichtet zusammen mit Daniel Richter, dem diesjährigen Leiter des Stückemarkts. Lutz Dittrich vom Literaturhaus in der Fasanenstraße, Claudia Hamm, freie Dramaturgin, Regisseurin und Übersetzerin, und Dr. Gernot Krämer, Redakteur bei *Sinn und Form*, sind ebenfalls erstmals dabei. Und Nikola Richter, Autorin, Redakteurin und Blogschreiberin, unterrichtet nach sechsjähriger Pause wieder im Studiengang, diesmal zum Thema »Schöne neue Online-Welt«. Projektarbeit dieses Seminars ist die Neugestaltung des bereits bestehenden Studiengangsblogs, in dem man sich ab 1. Januar 2010 unter der Adresse www.litaffin.de ganz aktuell über die Aktivitäten des Studiengangs informieren kann.

Das Lehrprogramm sowie weitere Informationen über die Angewandte Literaturwissenschaft finden sich auf der Homepage des Studiengangs unter: www.fu-berlin.de/agwlit

Veranstaltungen

Aktuelle Veranstaltungshinweise werden auf den Internetseiten des AVL-Instituts bekannt gegeben (www.complit.fu-berlin.de) sowie über den E-Mail-Verteiler der Alumni-Vereinigung verschickt.

Samuel-Fischer-Gastprofessur für Literatur: Richard Powers

Die Samuel-Fischer-Gastprofessur für Literatur ist seit 1998 ein Gemeinschaftsprojekt der Freien Universität Berlin, des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), des S. Fischer Verlags und des Veranstaltungsforums der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck. Im Sommersemester 2009 konnte die Gastprofessur mit Richard Powers aus den USA, im Wintersemester 2008/09 mit Mircea Cărtărescu aus Rumänien besetzt werden. Der Samuel-Fischer-Gastprofessor für das Sommersemester 2010 ist bereits bekannt, es wird der litauische Schriftsteller Tomas Venclova sein.

Facticious Fiction, Fictitious Fact. Ein Bericht zum Seminar von Richard Powers

von Claudio Winter

Aus Sicht des Lehrenden läuft die erste Sitzung des Seminars beängstigend gut: Die Studenten stellen sein durchdachtes Unterrichtsprogramm völlig auf den Kopf. Für Frederick P. Harmons Buch *Make Your Writing Come Alive* haben sie nicht viel übrig. Stattdessen diskutieren sie über ihre eigenen extravaganten Kunstprojekte. Sie überziehen gut eine viertel Stunde, ohne es überhaupt zu merken.

Nein, das ist keine Szene aus Richard Powers' Seminar, das er im Sommersemester 2009 anbot. Vielmehr stammt sie aus seinem aktuellen Roman *Generosity* (dt. *Das größere Glück*) — und der Kurs, den sein Protagonist darin gibt, heißt nicht etwa »Facticious Fiction, Fictitious Fact«, sondern »Journal and Journey«. Dennoch gibt es da die ein oder andere Parallele.

Zugegeben, gegenüber der Einstiegslektüre verhielten wir uns — zumindest anfangs — respektvoller. Es handelte sich dabei ja auch nicht um irgend ein Schriftsteller-Selbsthilfebuch, sondern um David Shields' *Reality Hunger*, ein Manifest, das — wenn es im Februar kommenden Jahres endlich erscheinen sollte — für jede Menge Kontroversen sorgen dürfte. Denn Shields fordert darin die Literatur des 21. Jahrhunderts dazu auf, sich endlich den Realitäten unserer heutigen Welt zu stellen — einer Welt, in der die traditionelle Trennung zwischen Fiktivem und Faktischem massiv an Sinn eingebüßt hat. Unsere Gesellschaft ist Shields zufolge inzwischen eine derartig artifizielle, dass es neuer literarischer Formen bedarf, um der Realität — was immer das auch eigentlich sein mag — noch gerecht werden zu können.

Natürlich war das erst einmal Zündstoff für rege Diskussionen, die sich von Reality-TV über DJing bis hin zu gefälschten Autobiographien erstreckten. In den beiden ersten Sitzungen des Seminars spielten wir also einige der Kontroversen, die Shields' Manifest voraussichtlich hervorrufen wird, schon einmal im kleinen Kreis (naja, wir waren immerhin knapp zwanzig Studenten) durch.

Danach war es an uns, in eigenen Schreibprojekten die Suche nach neuen Formen aufzunehmen. Erlaubt war alles, was die Grenzen zwischen Sachbuch und Belletristik sprengt. Wie sich herausstellen sollte, würde es den Projekten gelingen, nicht nur diese zu sprengen — sondern auch den Rahmen des Seminars. Powers reagierte darauf erfreut und kürzte seine umfangreich angelegte Lektüreliste auf die wesentlichen Werke zusammen: Julian Barnes' *Flaubert's Parrot* und *Into the Silent Land* von Paul Broks. Insbesondere bei letzterem bin ich mir nach wie vor nicht sicher, ob ich es lieber als Roman oder als Sachbuch bezeichnen sollte — so stark vermischt es ausführliche Gedankenspiele mit realen Erkenntnissen aus der Neuropsychologie. Im Zusammenhang mit

unserem Seminar war es aber vor allem eins: ein Sprungbrett in unsere eigenen Schreibprojekte. Als diese erst einmal richtig ins Rollen kamen, wurde alles andere zur Nebensache.

Einige von uns verarbeiteten persönliche Erlebnisse in Textcollagen, mehrstimmigen Erzählungen, protokollierten Telefongesprächen. Andere versuchten sich an Zeitungsartikeln aus der Zukunft, fiktiven Tagebüchern, historischen Nacherzählungen, kommentierten Essays oder an noch ausgefalleneren Textformen, für die ich beim besten Willen keine kompakten Schlagworte finden kann.

Eine Studentin stellt ihr Projekt vor: Eine Frau Mitte zwanzig unterhält sich mit ihrem verstorbenen Vater, der im Wohnzimmer der Familie aufgebahrt ist. Unter uns Seminarteilnehmern entsteht eine Diskussion darüber, ob man in dieser Erzählung Sympathie für die Figuren entwickelt oder nicht. Erst nach einer Weile schaltet sich Powers ein. Er macht darauf aufmerksam, dass die außergewöhnliche Erzählperspektive — die Handlung des gesamten Tages wird innerhalb des Monologs, den die Tochter vor ihrem Vater hält, abgehandelt — einige Risiken in sich birgt: »So we should also stay open to the possibility of exploring the tradeoff involved in that narrative choice.« Die Diskussion geht weiter. Erst als der Faden verloren zu gehen droht, ergreift Powers erneut das Wort: Wie wäre es beispielsweise, wenn es einen persönlichen Erzähler gäbe, der die Handlung vorantreibt und das Gespräch zwischen Tochter und Vater nur in einzelnen, ganz bestimmten Stellen einsetzt? Wie würde das wirken? Wieder sammelt er einige Meinungen aus der Runde. Gemeinsam kommen wir zu dem Schluss, dass diese Szenen aufgrund des höheren Kontrasts emotional wirkungsvoller wären. Powers fasst das mit einem Zitat von Dante zusammen: »*The stars get their brightness from the surrounding dark.* Meaning you need some neutral moments in order for the unique moments to take on precise shape.«

Während Powers' Berlinaufenthalt musste man ja nur die Zeitung aufschlagen oder das Radio anschalten, um Lobeshymnen auf ihn zu hören, in denen er als der »herausragende Wissenschaftsromancier unserer Zeit« gefeiert wurde. Doch in unserem Seminar funktionierte das Ganze bemerkenswerterweise anders herum: Powers hat eine Art, einfach nur die richtigen Fragen zu stellen und einen selbst die passenden Antworten finden zu lassen. So braucht man als Student nicht vor Powers' Genialität zu erstarren, sondern hält sich am Ende beinahe selbst für genial.

Powers benötigt also keine Bücher mit Titeln wie *Make Your Writing Come Alive*, um seinen Studenten etwas über das Schreiben beizubringen. Schriftstellerisch ist er ja auch ein wenig erfahrener als seine Romanfigur Russell Stone. So hat er Stone unter anderem die Erkenntnis voraus, dass Studenten selbst ihren Weg durch die Welt der Literatur finden wollen. Als unser Seminar diesen

Weg einschlägt, überschneiden sich plötzlich Fiktion und Realität erneut: Lehrender und Studenten ähneln wieder den Figuren aus Powers' Roman, denn wir vergessen Zeit und Ort und überziehen gut zwanzig Minuten, ohne es zu bemerken.

Heiner Müller-Gastprofessur für deutschsprachige Poetik: Dea Loher

Am Peter Szondi-Institut für AVL ist seit 2005 die Heiner Müller-Gastprofessur für deutschsprachige Poetik eingerichtet. Verbunden ist damit auch die Vergabe des hochdotierten Berliner Literaturpreises durch die Stiftung Preußische Seehandlung. Die bisherigen Preisträger waren Herta Müller, Durs Grünbein, Ilija Trojanow, Ulrich Peltzer und zuletzt, im Sommersemester 2009, die Dramatikerin Dea Loher. Sie boten als Kurse jeweils Schreibwerkstätten für angehende SchriftstellerInnen an. Die kommende Heiner Müller-Gastprofessorin im Sommersemester 2010 wird Sybille Lewitscharoff sein.

Schreiben, wo andere tanzen. Ein Seminarbericht zur Autorenwerkstatt bei Dea Loher von Leonie Achtnich

Mit Dea Loher als diesjähriger Heiner Müller-Gastprofessorin wurde erstmals eine Dramatikerin ausgezeichnet. Seit beinahe zwanzig Jahren werden ihre Stücke viel gespielt, gelobt und mehrfach ausgezeichnet. Die Zuerkennung des Berliner Literaturpreises ist daher nur konsequent.

Dramatik lockt an. Für das Schauspiel schreiben reizt viele, die sich den Worten zuwenden. Doch ebenso viele scheitern daran. Kaum etwas lässt schneller zum Stift greifen, kaum etwas zwingt so dazu, ihn ebenso schnell enttäuscht wieder fallen zu lassen. Von Dea Loher wird also nichts weniger erwartet, als in die Geheimnisse der dramatischen Kunst eingeweiht zu werden.

Zum Glück ist Dea Loher eine, die auf Erwartungen pfeift. Zunächst besteht sie darauf, das Seminar klein zu halten. Der Konferenzraum des Peter Szondi-Instituts ist beim ersten Treffen kaum zur Hälfte gefüllt. Wenige Teilnehmer, das ist für die Schreibwerkstätten der Heiner Müller-Professur selten. Dann legt Dea Loher für die Treffen zweiwöchige Abstände fest, lange, textintensive Vormittage. Schließlich verlegt sie auch noch den Ort: zum Schreiben gegangen wird, wo andere tanzen, in *Clärchens Ballhaus* in Berlin-Mitte.

Erwartungsvoll sitzen wir zwei Wochen später auf geschliffenem Parkett. Dann stellt sich heraus: Dea Loher sagt nicht viel. Sie lässt sprechen. Wer ihre Stücke gelesen hat, der weiß das. In der Begründung zur Verleihung des Berliner Literaturpreises sagt die Jury, Loher bleibe in den von ihr geschilderten Konflikten stets persönlich, und so ist auch ihr Unterricht gestaltet. Sie lässt also sprechen, mit erstaunlichen Effekten. Im Kurs legt sie Wert auf die Meinung jedes Einzelnen. Der erste, dem sie das Wort erteilt, ist allerdings keiner

der Anwesenden, sondern David Foster Wallace. Einige der Teilnehmer sind seinen Texten im Vorjahr schon in Ulrich Peltzers Seminar begegnet.

David Foster Wallace hielt 2005 eine Rede vor der Abschlussklasse des Kenyon College: *This Is Water: Some Thoughts, Delivered on a Significant Occasion, about Living a Compassionate Life*.

Schwimmen zwei junge Fische im Wasser, formuliert Wallace, und begegnen einem alten Fisch. Dieser fragt: »Morning, boys, how's the water?« Die beiden jüngeren schwimmen weiter, bis der eine sich dem anderen zuwendet: »What the hell is water?«

Bitteschön, sagt Dea Loher, das ist eure Aufgabe. Die Stille nach der Frage ist nicht nur tiefgründig. Wasser? Buchstäblich? Bald stellt sich heraus: Die Frage richtet sich nach dem Allgegenwärtigen, nach dem Öl, dem Schmierstoff, dem Blut, dem Untergrund, dem Kern der Dinge. Mit anderen Worten: *Schreibt was ihr wollt!*

Wer nun das Einsetzen einer großen Stille erwartet, der täuscht sich. Es zeigt sich, dass aus der frei formulierten Anweisung ein bunter Blumenstrauß von Texten entsteht. Die einzige Vorgabe: *Schreibt über etwas, was euch nahe ist*, ist weitaus effektiver als jeder Themenanreiz. Alle zwei Wochen liegen von jedem Teilnehmer Texte vor — mal länger, mal kürzer. Die wenigsten sind in Dialogform. Da sind Gedichte, Kurzgeschichten und längere Prosatexte, auch Theaterstücke. Über alles wird gesprochen, und zwar — darauf legt Dea Loher Wert — darf und *muss* jeder und jede sprechen. An den Texten wird gefeilt und geschliffen, vieles nimmt Form an. Kritik und Antwort, der Besitzer von *Clärchens Ballhaus* muss die Musik leiser stellen, so sehr gehen wir ins Detail.

Wer nun noch ein Dialogskelett in der Schublade hat, darf auch dieses vorstellen. Wir beschäftigen uns mit den größeren Entwürfen von zwei Teilnehmern. Um Dea Lohers Ehrlichkeit und die Ruhe, die sie ausstrahlt, sind wir dankbar. Für ihre Genauigkeit mit den kleinen Worten und den Wert, den sie einer einzigen Metapher beimisst. Wir haben nicht gelernt, Dialoge zu schreiben, aber, und das ist viel wichtiger: zuzuhören.

August Wilhelm von Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung: Stefan Weidner

Am Peter Szondi-Institut für AVL wurde 2008 die August Wilhelm von Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung eingerichtet. Ermöglicht wird sie durch den Deutschen Übersetzerfonds mit Mitteln des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien (BKM). Erster Vertreter war 2007/08 der Shakespeare-Übersetzer Frank Günther. Seine Nachfolger waren Burkhard Kroeber, bekannt für Übersetzungen Umberto Ecos, Italo Calvinos und Alessandro Manzonis, sowie im laufenden Semester Stefan Weidner, Übersetzer arabischer Lyrik der Gegenwart und Essayist, der gegenwärtig an einer Übersetzung des Koran arbeitet. Seine

Antrittsvorlesung, gehalten am 30. Oktober 2009
in der nordrhein-westfälischen Landesvertretung
in Berlin, drucken wir hier leicht gekürzt ab.

Übersetzerische Gottesbeweise

von *Stefan Weidner*

Sehr verehrte Damen und Herren,
liebe Freunde der Übersetzungskunst,
lassen Sie mich mit einer Frage beginnen, deren
Banalität Sie sogleich entsetzen wird. Wozu sind
Übersetzungen gut? Dass sie im politischen und
ökonomischen Geschäft unerlässlich sind, versteht
sich, muss uns hier aber nicht interessieren; in den
Naturwissenschaften benötigen wir sie dank der
Einheitssprache Englisch schon nicht mehr.

Wozu aber brauchen wir Übersetzungen von
Literatur und anderen, in Wort und Schrift nie-
dergelegten kulturellen Zeugnissen? Von einem
naiven Standpunkt aus besteht für solche Über-
setzungen keine Notwendigkeit. So schwer dies
heutzutage und hierzulande fallen mag —
bekanntlich sind die meisten der in unseren Buch-
handlungen ausliegenden Publikationen Über-
setzungen — stellen wir uns für einen Laborver-
such einmal eine Welt ohne solche Übersetzungen
vor. Ganz so absurd, wie Sie denken, ist eine
solche Vorstellung nicht. Vor der Verbreitung des
Buchdrucks, selbst lange Zeit danach, bis weit ins
19. Jahrhundert, waren Übersetzungen Ausnah-
men. Sie kamen vor, freilich, aber sie haben den
kulturellen Raum nicht beherrscht.

Eine solche Welt ohne oder mit sehr wenigen
Übersetzungen wäre, beziehungsweise war nicht,
was Sonntagsreden über das Übersetzen aus dieser
Welt machen würden. Hielte ich Ihnen eine Sonn-
tagsrede, ich sähe mich bemüßigt, die Welt ohne
Übersetzungen eine unerträgliche und ignorante
zu nennen. Doch Sie sind hier in einer Antritts-
vorlesung, und die hat der Zufall zu einer Freitags-
rede werden lassen, also in die gefährliche Nähe
zu einer Freitagspredigt gerückt, und da liegt es in
der Natur der Sache, dass ich Ihnen nicht nach
dem Mund rede, sondern lieber ein wenig exhor-
tiere und Dinge sage, die sie vielleicht nicht erwar-
ten und hören wollen.

Die Behauptung, eine Welt ohne Übersetzun-
gen sei eine ignorante, gefällt mir schon deshalb
nicht, weil sie impliziert, dass wir unsere mit
weniger Übersetzungen gesegneten Vorfahren für
ignoranter halten als uns selbst. Eine solche Welt
wäre nicht ignoranter oder kulturloser, eine solche
Welt wäre und war nur eine anders geortete und
geordnete. Die kulturellen Leistungen anderer
Sprachen und Kulturen würden keineswegs igno-
riert werden. Ihre Aneignung verlief nur auf eine
andere Weise.

Lese ich eine Übersetzung aus Sprachen, die
ich im Original lesen könnte, überkommt mich
zwanhaft das Gefühl, nicht das Eigentliche, Rich-
tige zu lesen, nur die Reproduktion zu betrachten.
Einen ausschlaggebenden Grund für dieses Gefühl

sehe ich darin, dass wir an einer Übersetzung, wenn der Übersetzer sein Handwerk nach heutigem Standard richtig gemacht hat, zwangsläufig alles verstehen. Dass es nicht immer so war, würde mir Burkhart Kroeber, mein Vorgänger an dieser Stelle, gewiss bestätigen. Und würde mir als Beleg vielleicht einen Blick in Rudolf Borchardts *Dante deutsch* aus dem Jahre 1923 empfehlen, wo es im 28. Gesang des *Inferno* heißt:

Noch nie kein segel, das man besser streicht,
durchrissen sahe ich je in sturms getöse,
wie einen dort von kinn bis wo man seicht:
Beinzwischen schlingerten ihm die gekröse,
das herzfleck bleckt er und den garstigen ranzen,
der, was man schlingt, in seine scheisse löse.
Und da ich sch aunshalb mich thät für ihn pflanzen,
blickt' er, und brust mit händen offen thät,
und sprach: »Da halbscheid sieh mich worden ganzen;
Sieh wie verstümbelet ist Mahomet!«

Sieh, wie verstümbelet ist deutsche Sprach, könnte man parodistisch hinzufügen. Sollen wir aber froh sein, dass Übersetzer heute nicht mehr so dreist sind und wir vor allem das eine von ihnen erwarten, nämlich uns einen fremden, womöglich schwerverständlichen Text nah zu bringen, so nah, dass wir ihn am Ende besser verstehen als die Leser des Originals, die von ihrem italienischen Dante beim ersten Versuch vielleicht auch nur so viel verstehen wie wir von Borchardts *Dante deutsch*?

Lese ich einen fremdsprachigen Text oder auch nur ein älteres, unbearbeitetes, deutsches Original, nehmen wir die Bibelübersetzung Luthers oder Grimmelshausen *Abentheuerlichen Simplicissimus*, der bekanntlich neuerdings ins Deutsche übersetzt wurde — lese ich also ein Original, das nicht in unserem unmittelbaren biographischen Kielwasser entstanden ist, so erleben wir etwas Großes: das Nicht- und Halbverstehen. Wir Übersetzer sind hingegen die Erzfeinde, die professionellen Vernichter des Nichtverstehens.

Auf die Gefahr hin, dass Sie mich für einen Übertreiber halten, muß ich Ihnen sagen, dass ich es als einen totalitären Charakterzug unserer Zeit empfinde, dass wir das Nichtverstehen nicht ertragen, dass wir ihm gegenüber keine Toleranz aufbringen, dass wir es übertünchen, verschleiern, ausrotten, wo wir nur können. Dass wir — und da sind wir Übersetzer noch die Harmlosesten — aus dem Verstanden-werden-wollen, Verstanden-werden-müssen die Ideologie unserer Zeit gemacht haben, deren krasseste Auswirkung der Raubbau an allem ist, was im medialen Diskurs eventuell schwierig und nicht allgemeinverständlich daherkommt. Schalten wir den Fernseher an, und wir bekommen die ganze Welt als verstandene präsentiert. Und wenn wir das oft genug machen, wenn uns ständig alles als bereits Verstandenes vorgeführt wird, werden wir naturgemäß unleidlich gegenüber allem Unverstandenen, sei es ein Wort in einem alten Text, sei es eine Frau, die eine Kleidung trägt, die uns befremdet. Das Diktat des Verstehens reicht bis in die zwischenmenschlichen Beziehungen. Haben wir nicht, so die herrschende

Logik, einen Anspruch darauf, alles zu verstehen, nachdem wir bereits so unglaublich viel verstanden haben, vom Atom bis zum Gen, vom Unbewussten bis zur Entstehung der Sterne?

Ist es angesichts solcher Entdeckungen nicht eine Kränkung, ausgerechnet ein Wort in einem alten Text der eigenen Muttersprache nicht zu verstehen? In Wörterbüchern blättern zu müssen, um einen Satz unter Abertausenden in einem Text von Shakespeare zu begreifen, den ich doch in einer Übersetzung lesen kann, die auch noch so gut ist wie die von Frank Günther, meinem Vorgänger auf diesem Podium? Das Nichtverstehen ist uns abgewöhnt worden, und wir Übersetzer haben zu dieser Verzogenheit des Publikums beigetragen. Das Nichtverstehen ist die große Zumutung unserer Zeit, so sehr, dass die Grenzen unserer Toleranz unmittelbar an die Grenzen unseres Verstehens gekoppelt sind — was wir verstehen, können wir dulden und akzeptieren, nachvollziehen, wie wir sagen. Aber wehe, wir verstehen es nicht, zum Beispiel die Burka-Frauen. Selbst wenn wir uns dieses Verständnis erarbeiten — oder jemand, ich, es Ihnen erklärte — würde die Mehrheit ihre Köpfe schütteln. Schon etwas erklärt bekommen zu müssen, ist zuviel verlangt. Wir wollen sofort verstehen. Wir wollen uns selbst lesen, in all unserer Kleinheit.

Liebe Freunde, wer unter ihnen Kinder hat, die lesen — es soll sie noch geben, ich jedenfalls habe welche —, wer unter Ihnen sich an sein kindliches Lesen erinnert, wer trotz aller Übersetzungen Texte liest, in denen nicht jedes Wort, jeder Satz, jeder Sinn gleich klar ist (was dem Leser orientalischer Sprachen bis an sein Lebensende geschieht), der wird die beglückende Bekanntschaft von Phantasie und Kombinationsgabe machen, die Begegnung mit einem Anderen außer sich, die Erfahrung einer unmittelbaren Konfrontation mit den Zeichen. Der wird die Erfahrung der Verunsicherung machen, weil er oftmals nicht weiß, ob er versteht oder nicht versteht, eine Erfahrung, von der die Übersetzer ein Lied singen können, selbst wenn es ihrer Übersetzung am Ende nicht mehr anzumerken ist. Als Übersetzer habe ich gelernt, diese Verunsicherung als produktiven Zustand zu begreifen. Bedauerlich ist nur, dass ich sie am Ende mit einer *einzigsten* kreativen Lösung füllen muß, während der Leser sich den Luxus der Unentschiedenheit leisten darf.

In einer Welt ohne Übersetzungen würde, wer in Fremdsprachen lesen kann, die irritierende und beglückend befreiende Erfahrung eines öfteren Nichtverstehens und damit der Offenheit für Interpretation (fast hätte ich gesagt für Übersetzung) machen. Aber es geschähe noch mehr und vermutlich Wichtigeres. Wir würden die absolute Unhintergebarkeit der Sprache zu spüren bekommen, ihre schiere Materialität als Laut oder Zeichen. In einer Welt ohne Übersetzung begriffen wir, dass die einzelne Sprache, der jeweilige Text, das A und Ω , der Anfang und das Ende jeder

Bedeutung ist. Als unübersetzbare wäre jede einzelne Sprache alles, was wir zum Verstehen, zum Verständnis der Welt hätten; sie wäre das einzige, was wir *zu* verstehen hätten.

Wir sind es so sehr gewohnt, unsere Schriftsysteme problemlos zu lesen, haben einen solch unhinterfragten Anspruch an das automatische Verstehen, dass wir uns kaum vorstellen können, dass die Schrift als solche sich als mehrdeutig erweist, dass die Buchstaben sich widersprechende Bedeutungen generieren können. Jeder aber, der einmal eine semitische Sprache oder nur eine solche, welche arabische oder hebräische Schriftzeichen verwendet, gelernt hat, wird das Zurückgeworfensein auf die interpretationsbedürftige Mehrdeutigkeit der Zeichen kennen, ihre stumme, den Leser, Interpreten und Übersetzer nötigende und benötigende, weil nackte Materialität, die in Bedeutung erst gekleidet werden muß.

Dass die materielle Gestalt der Zeichen gleichwohl das ursprüngliche A und Ω ist, findet sich in der jüdischen Bibelexegese ausgedrückt, die ihre Dynamik aus der genannten, heute zunehmend in Vergessenheit geratenen Mehrdeutigkeit der Zeichen bezieht. Das schiere Lesen solcher Schrift ist schon Übersetzung, Interpretation. Jedes Lesen ist ein Vorschlag, wie jede Übersetzung ein bloßer Vorschlag zur Übersetzung ist, eine Lesart unter vielen gleichwertigen Möglichkeiten.

Die Mehrdeutigkeit der Schrift teilt die jüdische Bibel im Prinzip mit dem Koran, genauer gesagt mit den frühen Koranmanuskripten. Die ersten Muslime besaßen die Klugheit, die vieldeutigen frühen Niederschriften der Koranfragmente von Anbeginn durch eine sehr stabile mündliche Überlieferung abzusichern, welche bis heute der eigentliche Träger der Botschaft ist. Die Frage, wie die Lautgestalt des Textes ist, stand anders als in der jüdischen Tradition nicht im Zentrum der muslimischen Exegese, da der Koran immer schon ein gelesener, vorgetragener war. Die frühen Koranmanuskripte, die von der westlichen Forschung heute mit wiedererwachtem Interesse studiert werden, dienten nicht zur Lektüre und auch nicht als mnemotechnische Hilfe (die Gedächtnisse waren damals noch verlässlicher), sondern der Eindämmung von Apokryphen, Hinzudichtungen, Verfälschungen — oder sie waren selbst nichts anderes als solche, wie die Muslime bis heute davon denken.

Die frühen Muslime hatten gute Gründe, der Schrift nicht zu trauen. Unmöglich stellte sie ein ausreichendes Maß an Eindeutigkeit her; mündliche Überlieferung ist ungleich zuverlässiger. Es gehört zu den Narreteien unserer schriftfixierten Gegenwartskultur, den Korantext ausgerechnet aus seiner frühen, fragmentarischen und mehrdeutigen Verschriftlichung heraus neu lesen und als den eigentlichen, kritisch gesichteten rekonstruieren zu wollen; zu meinen, den Muslimen ihren wahren Koran erst beibringen zu müssen. Das A und Ω des Korans, der unhintergehbare

Text, liegt eben nicht im Schriftmaterial, sondern im Lautstand, und die Mehrdeutigkeit, der Nullpunkt des Verstehens, verschiebt sich im Vergleich zur hebräischen Bibel vom schriftlichen auf das gesprochene Material. Wie rätselhaft freilich auch dieses ist, erleben wir, wenn wir es übersetzen. Der Koran als Gesamtkunstwerk verhält sich zur Übersetzung wie ein mittelmäßiger Operntext zum Gesamteindruck aus Orchestrierung, Schauspiel und Gesang, der das, was Oper ist, allein erfahrbar macht.

Werte Zuhörerinnen und Zuhörer, ich erinnere Sie daran, dass wir uns nach wie vor in einer imaginierten Welt ohne Übersetzung befinden. Wir müssen uns diese Welt ohne Übersetzung dabei nicht nur als eine vorstellen, in der es keine Übersetzung gibt, sondern auch als eine, die überzeugt ist, keine Übersetzung zu brauchen. Das, was bei uns Übersetzung leistet, wird in dieser Welt durch Interpretation und ähnliche Formen der Vermittlung ersetzt. Nicht zufällig ist *interprete*, *interprète*, ein anderes Wort für den Übersetzer. Wenn ich die Interpreten als lebendige Vermittler begreife, sozusagen als Übersetzer aus dem Stegreif, erübrigt sich die Übersetzung als solche. In der Welt ohne Übersetzung ist der Vermittler in einem Interpret, Kommentator, Anthologist, Übersetzer, Plagiator, Fortschreiber, wie es einem heutigen Übersetzer nur noch in Spezialfällen geht, etwa wenn er, wie der, der zu Ihnen spricht, aus orientalischen Sprachen übersetzt.

Wo sich anstelle von Übersetzung diese schillerndere Art von Vermittlung vollzieht, haben wir in etwa die Situation des lateinischen Mittelalters. Aber in abgeschwächter Form die der Araber bezüglich ihres 1400 Jahre alten Korantextes, der zwar dem Namen nach ihre Sprache spricht, den sie aber genauso wenig unmittelbar verstehen können wie der Laie vormals die lateinische Bibel, wenngleich die Araber freilich mit der sprachlichen Gestalt des Korans ungleich vertrauter sind.

Sobald aber in der von uns imaginierten Welt ein Übersetzer die Bühne betritt und mit ihm die Verschriftlichung aufs Neue in Gang kommt, verliert die vormalige, improvisierte Interpretation und Vermittlung ihre Unschuld und Widerrufbarkeit. Anders als das, was der Interpret sagt, ist das, was der Übersetzer schreibt, endgültig wie alle Schrift. Von der Bürde, die dann auf den Übersetzern lastet, zeugt die Legende von den Übersetzern der Septuaginta, der hebräischen Bibel ins Griechische im Alexandria des dritten vorchristlichen Jahrhunderts. Zweiundsiebzig Übersetzer sollen sich in eine je separate Klausur begeben haben, um die Bibel zu übersetzen, und zweiundsiebzig Mal ist derselbe, identische Text dabei herausgekommen. Dies ist, soweit ich sehe, der erste übersetzerische Gottesbeweis, der uns überliefert ist. Um ihn als solchen zu würdigen, müssen wir ein wenig ausholen. Denn das Anliegen der Übersetzer war ja nicht, die Existenz Gottes zu beweisen. Sie waren nur auf seine Hilfe

angewiesen, um ein solch schwieriges Werk zu vollenden und um ihrer Übersetzung die nötige Autorität, Zwangsläufigkeit und Gültigkeit zu verleihen. Dies ging nur durch ein göttliches Wunder, das sich der Legende nach vollzog durch die wortwörtlich gleiche Übersetzung aller zweiundsiebzig Übersetzer. Der darin liegende Gottesbeweis enthüllt sich erst einem ungläubigen Zeitalter wie dem unseren.

Behalten wir für unsere weiteren Erörterungen zwei spezifische Züge der Legende in Erinnerung. Einerseits die Tautologie: Das Echte, Wahre, Originale, göttlich Sanktionierte ist das je selbe, selbstidentische — in diesem Fall zweiundsiebzig Mal. Andererseits dürfte allen denjenigen, die die Existenz eines mit den Menschen kommunizierenden Gottes nicht von vornherein für gegeben halten, der zirkuläre Charakter des Beweises auffallen: Der Gott, der das Gelingen der Übersetzung auf wundersame Art beweist, wird durch das wundersame Gelingen der Übersetzung bewiesen.

Nun existiert zwar die Septuaginta, ihre Entstehungsgeschichte ist jedoch gewiss legendär. Die nächste übersetzerische Großtat, welche Religionsgeschichte geschrieben hat, die Bibelübersetzung des Hieronymus vom Ende des vierten Jahrhunderts nach Christi, ist glaubwürdiger dokumentiert, aber uns interessiert wiederum der legendäre Aspekt, das, was die Nachwelt aus Hieronymus und seinem Werk gemacht hat: einen Heiligen. Seine Heiligung beruht ja nicht, wie man naiverweise meinen könnte, auf einer Anerkennung seiner Leistung als Übersetzer, so anerkannt diese gewesen ist. Seine Heiligung dient einem viel wichtigeren, dringlicheren Zweck, nämlich der Autorisierung seines Werks, seiner Übersetzung, dasjenige, wofür im Fall der Zweiundsiebzig der Legende nach das göttliche Wunder selbst gesorgt hat.

Hieronymus' Übersetzung, die sogenannte Vulgata, hatte — ohne dass er dies voraussehen konnte — eine nach dem Maßstab heutiger übersetzerischer Aufgaben schier unglaubliche Last zu tragen. Das gesamte westliche, lateinische Christentum berief sich mehr als ein Jahrtausend hauptsächlich auf diese Übersetzung.

Erst die Erkenntnis von der Vermitteltheit und damit Zweitrangigkeit von Übersetzungen ist es, die den Ausgang aus der Welt ohne Übersetzung markiert. Natürlich gab es auch vorher Übersetzungen, aber da diese, zumal bei autoritativen Texten, die Funktionen des Originals übernahmen, wie etwa die Septuaginta oder die Vulgata, können wir sagen, dass wir uns trotz des wirkmächtigen Vorhandenseins von Übersetzungen nach wie vor in einer Art Welt ohne Übersetzungen, ohne Begriff von Übersetzungen befunden haben. Sobald in einer Welt fast ohne Übersetzungen — sagen wir der Spätantike — eine Übersetzung aufgetaucht ist — wird sie allmählich zum Original, und die Welt wieder zu einer Welt ohne Übersetzung, da diese ja als solche nicht mehr wahrgenommen wird oder werden soll; weil eine Über-

setzung, jede Übersetzung streng genommen, nur dann mehr leistet als eine bloße Interpretation, wenn sie wie ein Original gelesen wird. Zwei Beobachtungen, die sich auch heute im Umgang mit Übersetzungen machen lassen, wollen wir festhalten: Übersetzungen haben die Tendenz, ihren Status als sekundärer Text zu verschleiern (der Fall der Septuaginta); oder aber dieser Status gerät in einer Kultur weitgehend in Vergessenheit (der Fall des Hieronymus). Beides führt dazu, dass die Übersetzung einem Original gleichgesetzt wird oder dieses sogar ersetzt.

Da wir uns, wie erläutert, im Fall von Hieronymus nach wie vor in einer Welt gleichsam ohne Übersetzungen bewegt haben, konnte Hieronymus zu einer Ikone werden, nicht aber Luther oder die anderen Übersetzer der Bibel in die Volkssprachen. Obwohl Luther vordergründig dasselbe tat, setzt mit ihm ein Dambruch ein, eine Zeitenwende. Von da an, können wir sagen, beginnt die Welt die zu sein, wie wir sie heute kennen, nämlich eine Welt, in der es Übersetzungen gibt und in der sie mehr und mehr als solche wahrgenommen werden.

Der Auslöser für den Perspektivwechsel in Sachen Übersetzung war der Wechsel von einer reinen Schriftsprache zu den lebendigen, gesprochenen, in Entwicklung begriffenen Idiomen. Akzeptiert man, wie die Bibelübersetzer in die Volkssprachen, die Lebendigkeit der Sprache als Ausgangs- und Zielpunkt, so nimmt man ihre Veränderung in Kauf. Wie gut auch immer die Übersetzung in eine lebendige Sprache ist, der Übersetzer geht das Risiko ein, selber von der Lebendigkeit überholt zu werden. Wer in eine Volkssprache übersetzt, kann kein Hieronymus mehr werden, schon deshalb nicht, weil es zu viele Volkssprachen gibt. Interessanterweise fällt zumindest bei uns im deutschsprachigen Raum auch auf Luther etwas von der Hieronymus-Aura, die vage Vorstellung, dass der eigentliche Bibeltext der Luthertext ist. Umso bemerkenswerter ist nun, dass trotz dieser Aura Luthers Übersetzung häufig bearbeitet wurde, dass ihr Wortlaut, so sehr sich der Tonfall und viele Formulierungen erhalten haben, keineswegs heilig und unantastbar war wie über ein Jahrtausend der des Hieronymus. Es ist genau diese Tatsache, die uns verrät, dass wir uns von nun an in einer echten Welt der Übersetzungen befinden.

Diese Welt der Übersetzung beruht auf dem Glauben (ich sage bewusst *Glauben*) an die Trennbarkeit von Wort und Gehalt, von Zeichen und Bedeutung. Es ist natürlich nicht so, dass es vorher kein Bewusstsein für die Möglichkeit dieser Aufspaltung gegeben hätte. Aber letztlich wurde dieser Zusammenhang als unhintergebar erachtet. Kam es zu Übersetzungen von Texten, bei denen es auf den genauen Wortlaut, ja auf die Orthographie ankam, musste die Legende oder die Heiligung durch die Nachwelt den Zusammenhang wieder herstellen, was jeweils unter Berufung auf höhere Mächte geschah.

Seit den Übersetzungen der Bibel in die Volkssprachen wird dieser Zusammenhang hingegen als willkürlich begriffen und kann zerrissen werden. Fortan gilt die übersetzerische Losung, dass *jedes* Zeichen *jede* Bedeutung annehmen kann, im Extremfall: Die ungeschliffene Sprache des Volkes kann die Heilige Schrift aufnehmen. Erst diese Vorstellung macht eine Welt der Übersetzung möglich, eine Welt des Alles-verstehens, weil alles (das Größte, das Wort Gottes) in alles (die einfache Sprache des Volkes) ohne wesentliche Reibungsverluste (so scheint es jedenfalls, so wird suggeriert) übersetzt werden kann. Es gibt von nun an nichts Unübersetzbares mehr. Unsere heutige Einstellung macht sich bereits bemerkbar: Alles kann verstanden werden. Auch das Wort Gottes. Auch vom einfachen Volk. Auf das Material, das Zeichen, kommt es nicht mehr an.

Trotz dieses Dammbrochs braucht es einige Jahrhunderte, bis die Übersetzung unsere Kultur so total prägt, wie es heute der Fall ist. Noch lange Zeit liest der Gebildete die Texte, die ihn interessieren, im Original, und nur der gilt als gebildet, der dies kann. Genauer gesagt: Bildung besteht darin, fremdsprachige Texte lesen zu können, und aus wenig sonst. Wir müssen die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts abwarten, bis die Naturwissenschaften an den höheren Schulen den alten Sprachen den Rang ablaufen.

Obwohl das Deutsche also offenbar recht früh geeignet schien, die Heilige Schrift in sich aufzunehmen, wurde es von vielen Gebildeten noch im 20. Jahrhundert für unfähig erachtet, den Geist der Antike zu atmen und ihre Gedanken wahrhaft zu vermitteln. Das erstaunt. War das Gotteswort weniger wert als der Referenzkanon des klassischen Bildungsbürgertums? Freilich dürften weniger die Fähigkeiten der deutschen Sprache als soziologische Gründe für diesen unterschiedlichen Umgang mit Übersetzung und Original geltend zu machen sein. Das Studium der klassischen Sprachen war die letzte Bastion einer Elite geworden, deren Selbstverständnis gesamtgesellschaftlich bereits überholt war. Heute herrscht auch in unserer Bildungselite der Konsens, dass alles irgendwie übersetzbar ist, dass wir, selbst wenn wir keine oder nur wenige Fremdsprachen beherrschen, es als unser gutes Recht erachten, alles Mögliche zu verstehen. Unser Verstehenwollen, das Verstehen-Behaupten geht soweit, dass wir uns zutrauen, mit unserem übersetzten Wissen in die Debatten um andere Kulturen einzugreifen. Auf einer Islamveranstaltung an einer kirchlichen Institution, zu der ich als Referent geladen war, erlebte ich, wie etliche Teilnehmer munter aus dem Koran zitierten, aus der Übersetzung, versteht sich, und aus diesen übersetzten Zitaten die weitestgehenden Schlüsse über den Islam und die Natur des Muslims an und für sich ableiteten wie aus einem unhintergehbaren Axiom. »Sieh wie verstümbelet ist Mahomet!«, ließe sich darauf antworten, und ich wage die Be-

hauptung, dass es sich hierbei um ein genuin christliches, wenn nicht protestantisches Missverständnis handelt, welches freilich, aufgrund der globalen Dominanz des christlich geprägten Westens, mittlerweile auch auf das Selbstverständnis vieler Muslime übergegriffen hat.

In Wahrheit ist es kein Missverständnis, sondern schlicht ein sehr bestimmtes Verständnis von Sprache und Text. Es äußert sich im Glauben an die universale Übersetzbarkeit, in der Berufung auf einen loslösbaren Gehalt jenseits des spezifischen Wortlauts. Eben dieses Verständnis wurde das Kennzeichen der christlichen geprägten Welt, seit die Übersetzungen in die Volkssprachen ihren Siegeszug antraten. Es blieb ihr Kennzeichen in der Begegnung mit anderen, zumeist dann kolonisierten Völkern. In vielen Ländern der dritten Welt waren die ersten Druckereien die der christlichen Missionen, und bis heute ist das meistübersetzte Buch bekanntlich die Bibel.

Dies ist der Kontext für einen weiteren und den bislang jüngsten übersetzerischen Gottesbeweis. Der französische Religionsphilosoph René Girard hat aus der Annahme einer universalen, ohne nennenswerte Reibungsverluste sich vollziehenden Übersetzbarkeit des Evangeliums den Beweis für seine absolute Wahrhaftigkeit ablesen wollen. Die Botschaft Jesu ist wahr, weil sie sich in alle Sprachen übersetzen lässt und von allen Menschen verstanden werden kann. Dieser übersetzerische Gottesbeweis ist die logische Vollendung des konstatierten Dammbrochs, des Paradigmenwechsels in der Haltung zur Übersetzung, der mit der Bibelübersetzung in die Volkssprachen und ihrer massenhaften Verbreitung durch die Drucktechnik begonnen hat.

Mich interessiert daran eine bestimmte Symptomatik. In diesem Argument kulminiert, was ich vorher bereits angedeutet habe, nämlich die Reduktion der Texte — und der Welt — auf das Verstehbare. Auch dieser jüngste übersetzerische Gottesbeweis ist natürlich tautologisch. Die universale Übersetzbarkeit des Evangeliums ist genau dann gegeben, wenn eben dasjenige als die Essenz des Evangeliums bezeichnet wird, was übersetzt werden kann. Dies läuft darauf hinaus, das Unübersetzbare, Unverständliche als uneigentlich oder als »nicht zur echten Botschaft« gehörig auszuschließen. Ein Blick in Goethes *Faust* hätte Girard eines besseren belehrt:

Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.
Geschrieben steht: »Im Anfang war das *Wort*!«
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das *Wort* so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der *Sinn*.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der *Sinn*, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die *Kraft*!

Doch auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat.
Und schreib' getrost: Im Anfang war die *Tat*!

Girard will einen Gottesbeweis bringen, aber tatsächlich fällt er genau dem Zeitgeist anheim, den ich eingangs benannt habe. Er reduziert den Text und die sich darin spiegelnde Welt auf das Verständliche. Die schiere Vermittelbarkeit wird zu einem inhaltsleeren Selbstzweck — das Prinzip T V. Alles jenseits davon, das Unverständliche wird ausgeschieden, ausgestoßen, verbannt, gilt als störende Interferenz. Ich finde das totalitär und gefährlich, und ich glaube, ich kann Ihnen illustrieren, warum.

Wenn es nämlich ein Zug unserer Zeit ist, von allem Verständlichkeit zu fordern und alles Vernünftige und Nachvollziehbare automatisch für übersetzbar zu halten, als zugänglich für das kommunikative Handeln, findet sich der Islam mit seinen Kulturen, sofern er nicht als bereits westlicher auftritt, weitgehend daraus ausgeschlossen. Sie kennen die Geschichte von den Koranen, die kurz nach dem 11. September 2001 in angeblich allen Buchhandlungen vergriffen waren. Sie enthüllt unmittelbar unseren naiven Verstehensanspruch, wobei mit Verstehen hier natürlich kein empathischer Nachvollzug, sondern ein Informiertsein und Erklärtbekommen gemeint ist. Um so naiver ist der Anspruch. Er sucht in einem 1400 Jahre alten Text Antworten und Informationen zu Fragen und Problemfeldern, die hier und jetzt wirksam sind. Er ignoriert nichts geringeres als die Geschichte und den sich in ihr permanent vollziehenden Bedeutungswandel aller Zeichen. Noch mehr enthüllt sich darin ein krudes Verständnis von Übersetzung — als würden bei der Übersetzung eines solch alten und fremden Textes nicht zwangsläufig entscheidende Elemente der Information auf der Strecke bleiben. Man könnte daraus schließen, dass in breiten Teilen unserer lesenden, das heißt gebildeten Bevölkerung nur ein mangelndes Bewusstsein für die Grenzen der Übersetzbarkeit existiert. Ironischerweise, behaupte ich nun, haben daran ausgerechnet die Übersetzer schuld. Sie haben offenbar viel zu gut gearbeitet. Es gibt heute selbst von schwierigen Texten so gute Übersetzungen, dass die Ansicht, Übersetzung und Original seien nahezu austauschbar, so absurd gar nicht ist. Warum sollte das nicht auch auf den Koran zutreffen?

Das Paradoxon des Versuchs, den Koran über seine Übersetzungen zu erschließen, liegt darin, dass er selbst jede Nachahmung und mithin Übersetzung ausschließt. Dies geschieht mittels des letzten übersetzerischen Gottesbeweises, den ich Ihnen heute vorstellen will. Er ist grundsätzlich verschieden von den vorgenannten dadurch, dass er *ex negativo* funktioniert: Die Wahrheit und göttliche Herkunft des Korans soll sich nämlich durch seine Unübersetzbarkeit erweisen. Eins muss man den frühen Muslimen zugute halten:

Indem sie die Unübersetzbarkeit des Korans dogmatisch festschrieben, haben sie aus der christlichen und jüdischen Vorgeschichte mit Übersetzungen die entscheidende Lehre gezogen. Dabei wurde die Unübersetzbarkeit nicht als Unübersetzbarkeit definiert, sondern als grundsätzliche Unnachahmlichkeit. Im 23. Vers der zweiten Sure heißt es:

*Wenn ihr zweifelt, was wir Euch gesandt,
dann schreibt doch eine Sure gleicher Art!*

Natürlich ist dieser Beweis, das auf arabisch *Idjaz* genannte sprachliche Wunder des Korans, so tauologisch wie die vorherigen: Der Koran ist unachahmlich, weil nur der Koran wie der Koran sein kann (»gleicher Art«). Nichts kann so schön sein wie er, es sei denn, es wäre identisch mit ihm — und dann wäre es eben wieder der Koran.

Im Gegensatz zum jüdischen und christlichen Beweis (à la Girard) läuft der koranische darauf hinaus, den konkreten Wortlaut und seine Unhintergebarkeit für immer festzuschreiben. Jenseits davon gibt es gemäß diesem Konzept keine irgendwie anders auszudrückende Bedeutung. Die hermeneutische Konsequenz müsste lauten, dass der Korantext gar nicht verstanden werden will, da jede Art von Verständlichkeit ein gewisses Maß von Übersetzbarkeit impliziert. Die vielgescholtenen Koranschulen, in denen der koranische Text den Kindern eingebläut wird, ohne dass sie ihn verstehen, ist die pädagogische Folge. Daran wäre so wenig auszusetzen, wie Kindern Klavierstücke von Chopin beizubringen, ohne ihnen die musikalischen Hintergründe zu erläutern. Das Problem entsteht, wenn der Text seinem linguistischen Konzept, wie es von den Muslimen im Dogma vom *Idjaz* herausgearbeitet wurde, widerspricht und eben doch verstanden werden will, etwa indem er Befehle austeilte oder Aussagen trifft, die ein Gläubiger, sofern er sie auf ihre Bedeutung hin wahrnimmt, schlecht ignorieren kann. Der Koran, so wie er in einem Hauptstrom der muslimischen Exegese rezipiert wird, tut so, als sei er nicht zu übersetzen, transportiert aber gleichwohl übersetzbare Aussagen, die von den Gläubigen auch oft als solche verstanden werden.

Wir sehen, dass der Koran ein höchst ambivalentes Werk ist, und dass es vom Zeitgeist abhängt, auf welchen Aspekt in der Rezeption größeres Gewicht gelegt wird — auf denjenigen, der sich dem inhaltlichen Verstehen verweigert, oder es als konstruiertes und relatives markiert, oder auf denjenigen, der die konkreten und scheinbar eindeutigen, verständlichen Aussagen im koranischen Text betont. In einer von der westlichen Verstehenskultur geprägten Welt, in welcher der Islam aus politischen Gründen zu ständigen Selbsterklärungen genötigt wird, dominiert naturgemäß der übersetzbare, inhaltlich orientierte Aspekt, obwohl er dem muslimischen Umgang mit dem Koran in der Vergangenheit und vielfach noch in der Gegenwart entgegenläuft. Das tut dem Islam

nicht gut. Vorwiegend auf Inhalt gelesen, erscheint der Koran dem modernen Menschen an vielen Stellen als garstiges Buch.

Vor diesem Hintergrund wäre es konsequent, den Koran gar nicht zu übersetzen. Der interessierte Laie müsste sich über Kommentare, Umschreibungen und Sekundärliteratur ein Bild machen. Er wäre dann genauer und differenzierter informiert als jeder Leser selbst der besten Übersetzung. Nun haben wir aber, gut protestantisch, den Anspruch, uns am Text selbst eine ureigene Meinung zu bilden. Selbst wenn dieser Anspruch offensichtlich verfehlt ist, sind wir selten bereit, darauf zu verzichten. Und es wird immer Menschen — sprich Übersetzer — geben, die dieses Bedürfnis zu befriedigen suchen; oder die sich aus ureigener Schaffenslust an ein solches Projekt wagen, weil sie das Schwierige reizt, die Konkurrenz der göttlichen Sprachkraft, wie es von einigen arabischen Poeten überliefert ist, welche im Mittelalter für ihre leider verlorengegangenen Gegenkorane berühmt waren.

Mag das Unterfangen noch so widersinnig sein — Übersetzung wird von uns als eine herausragende Form des Verstehens erachtet. Selbst wenn ich gegen eine Koran-Übersetzung wäre, könnte ich mich daher veranlasst sehen, ihn zu übersetzen, und sei es nur, um die trügerische Klarheit der anderen Übersetzungen zu trüben oder um ihre Trübungen zu klären, mit anderen Worten, um dem vorhandenen Verständnis ein weiteres hinzuzufügen und so der Falle zu entgehen, die da lautet, wir könnten etwas, die Welt, den Text, uns selbst oder was auch immer, auf absolute, letztgültige Weise verstehen.

Genau das ist es, was mich mit dem Verstehenwollen und Übersetzen am Ende doch noch versöhnt. Es hat diese bohrende Eigenlogik. Es ist nie zufrieden. Es findet, selbst im verstandenen Geglauhten, immer noch Unverstandenes. Es findet im Übersetzten immer noch Unübersetztes. Die hoch professionalisierten, selbstbewussten Übersetzer, die sich im Deutschen Übersetzerfonds zusammengeschlossen haben, der das alles hier, diese Vorlesung, diese Gastprofessur, erst möglich gemacht hat und dem ich meinen Dank nun endlich ausdrücken möchte, sind die James Bonds, die mit den entsprechend ›letalen Lizenzen‹ versehenen Agenten dieser Unzufriedenheit des Verstehens. Eifersüchtig hüten sie es und weisen mit Vorliebe ihre Kollegen oder Vorgänger auf Unverstandenes hin, wechseln ständig die Rolle, von Helfern und Lebenserleichterern im einen Moment, zu Nörglern, Nervensägen, Pedanten und Spielverderbern im nächsten. Das macht sie mir sympathisch, diese Übersetzer, das macht, dass ich mich ihnen zugehörig fühle: Ihr Wirken kommt zu keinem Ende, in ihm sitzt der Stachel, der jede Kritik antreibt, motiviert und rechtfertigt. Liebe Übersetzer, bitte kritisiert einander weiterhin aufs heftigste! Eure Kritik ist das Urbild aller Kritik, und völlig zu Recht werdet Ihr nie fertig,

nie zufrieden sein. Ihr wiegt Euch nicht so leicht im Glauben, etwas richtig verstanden zu haben. Eure Welt ist anders als die aller anderen, sie ist voll von Unverstandenen, Unsagbarem; sie ist voller Geheimnis. Es ist ein Geheimnis, das Ihr wahrht, das wir wahren, indem wir es enthüllen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Ordnung, Logik und Freiheit. Burkhart Kroebers Seminar »Die Ordnung der Wörter« von Vukan Mihailovic de Deo

Die Gastprofessur für Poetik der Übersetzung zieht verschiedenste internationale Studenten an, sie steht exemplarisch für die Ausrichtung des Peter Szondi-Instituts und ist grundlegend für ein modernes, mehrsprachiges Literaturstudium. Die Gastprofessur verbindet Theorie mit Praxis und ermöglicht Studenten aus der ganzen Welt, die Bekanntschaft der bedeutendsten deutschen Übersetzer zu machen.

Im Sommersemester 2009 hatte unser Institut die Ehre, den berühmten Übersetzer Umberto Ecos, Burkhart Kroeber, als August Wilhelm von Schlegel-Gastprofessor zu begrüßen. Er folgte Frank Günther nach, dem ersten Inhaber der neu eingeführten Gastprofessur und dem ersten Deutschen, der das Gesamtwerk Shakespeares ins Deutsche überträgt. Bevor er *Il nome della rosa* übersetzte, arbeitete Burkhart Kroeber als Sachbuchübersetzer und -lektor für den renommierten Hanser-Verlag. Nach seiner Begegnung mit Ecos Bestseller entschied er sich, die vorteilhafte Stelle im Verlag aufzugeben, um sich ganz der Übersetzung des Romans zu widmen. Diese riskante Entscheidung und die mühsame Übersetzerarbeit seither lohnten sich aber. Seit der Veröffentlichung von *Der Name der Rose* sieht die Fachwelt wie auch die breite Öffentlichkeit Burkhart Kroeber als einen der wichtigsten Übersetzer im deutschen Sprachraum an.

Sein Seminar hieß »Die Ordnung der Wörter: Von der Logik des Satzes zur Freiheit des Stils«. Das war eine präzise und treffende Benennung der Kunst einer allzu oft im Schatten bleibenden Zunft. Begriffe wie Ordnung, Logik und Freiheit kennzeichnen ein erfolgreiches Über-Setzen in genau richtigem Maß, wie das folgende Beispiel beweisen wird: »Es war ein klarer, spätherbstlicher Morgen gegen Ende November«, lautet der erste Satz in der Schilderung des ersten Tages von *Der Name der Rose*. Im Italienischen heißt es aber »Es war ein schöner Morgen Ende November«. Warum, das erklärt Burkhart Kroeber wie folgt:

Was ich im ersten Satz von Ecos *Name der Rose* hinzugefügt habe, war das Adjektiv »spätherbstlich«, weil ich den deutschen Lesern andeuten wollte, daß es sich bei diesem »Ende November« um eine sonnige italienische Herbstzeit handelt und nicht um einen kalten, nieselig-grauen deutschen November. Das Original heißt wörtlich übersetzt: »Es war ein schöner Morgen Ende November« (»Era una bella mattina di fine novembre«). In unseren Breiten sind aber die letzten Novembertage gewöhnlich nicht schön, sondern eher geradezu exemplarisch häßlich, wetter-

mäßig gesehen, und so habe ich das »bella« mit »klar« übersetzt und das positiv besetzte »spätherbstlich« hinzugefügt, um beim Leser eine Erinnerung an sonnige Oktobertage zu wecken.

Diese Erklärung, die sich entspannt kreativ anhört und ein wenig augenzwinkernd von dem Original unabhängig macht, ist keine Willkür, sondern das Ergebnis einer theoretischen Entscheidung. Seit Hieronymus, dem Verfasser der Vulgata, ist der Übersetzer am Scheideweg, wo die eine Richtung »dem Inhalt gemäß« und die andere »dem Sinn gemäß« verläuft. Das Problem erweist sich vor allem für die Lyrik als kaum lösbar (»M'illumino d'immenso«), obwohl man kaum wird behaupten wollen, dass die Prosaübersetzer es da so viel leichter haben. Unabhängig davon, für welche Lösung man sich entscheidet, so Burkhart Kroeber, sollte man immer in der Lage sein, die Wahl des Wegs fundiert und überzeugend zu verteidigen.

Dabei bedürfen manche Übersetzungen auch gar keiner Theorie, was Burkhart Kroeber uns an dem Beispiel von Poes' »Raven« in der Übertragung durch die Übersetzungssoftware Babelfish (ca. Juni 2001) gezeigt hat:

Einmal nach einem dreary Mitternacht, während ich
pondered, schwach und weary,
Über vielen ein wunderlicher und neugieriger Datenträger
vergessenes lore –
Während ich nickte, fast napping, plötzlich kam dort ein
Klopfen,
Ab etwas ein leicht RAP und RAP an meiner Raamtür.
»'Tis irgendein Besucher,« an murmelte ich und »nur
klopfte meine Raamtür –
diese und nichts mehr.«

Once upon a midnight dreary, while I pondered weak and
weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore
—
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a
tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber
door.
"Tis some visitor," I muttered, "tapping at my chamber
door —
Only this, and nothing more."

In diesem Seminar haben wir oft gelacht. Zudem haben wir natürlich gelesen: Leopardi, Montale, Dante, Shakespeare, Poe, Faulkner, Ariost, Neruda, Manzoni, Stendhal, Calvino und die besten Texte aus dem von H. J. Störig herausgegebenen Sammelband *Das Problem des Übersetzens*. Wir haben auch vorgelesen — jeder das gleiche Gedicht in der Übersetzung aus seiner eigenen Muttersprache. Diese eine Sitzung ähnelte einer geselligen Stunde im Turm zu Babel. Ein Gedicht, Hölderlins *Hälfte des Lebens*, wurde auf Deutsch, Italienisch, Französisch, Portugiesisch, Japanisch, Serbisch, Englisch und Türkisch vorgetragen, wodurch der Eindruck einer Teilnahme an einem Konzert von unerklärlichen Lauten entstand, deren Bedeutung sich durch den eigenen Klang rechtfertigte.

Dann haben wir übersetzt. »Wer, sagen wir, vier bis fünf Romane übersetzt hat, kann sich langsam als Anfänger auf diesem Gebiet betrachten«, war der erste Satz von Burkhart Kroeber

dazu. Das wurde in einem Ton gesagt, als ob ein preisgekrönter Gewichtheber einer Gruppe junger Athleten seine Überlegenheit ganz nebenbei vor Augen führt. Ich hatte dabei das Gefühl, dass ein Schaudern durch die Reihen ging. Als ich zu ihm hoch sah, stand er aber nur gelassen am Dozentenpult und blätterte ruhig in seinen Notizen.

Besonders aufschlußreich war die Diskussion um praktische Fragen wie: Was machen wir mit einem französischen Perfekt, wenn es, wie zuerst bei Camus in *L'Étranger*, als normales Erzähltempus im Wechsel mit dem Imperfekt benutzt wird? Die Sätze, die sich für Franzosen völlig normal anhören, klingen im Deutschen seltsam unnatürlich, fast wie Kindersprache, wenn man dieses Perfekt eins zu eins mit deutschem Perfekt übersetzt. Soll man es also mit einem deutschen Präteritum übersetzen? Was für ein Eindruck wird dadurch erzeugt? Entspricht er dem, den Camus erzeugen wollte? Was wollte Camus genau? Hat er beim Schreiben nur an französische Muttersprachler gedacht? Hat er sich dabei überhaupt etwas gedacht? Ist es für uns wichtig, ob er sich dabei etwas gedacht hat?

Noch mehr als um Theorie und Praxis ging es in diesem Seminar aber um die Freiheit des Übersetzens. Wer einmal etwas übersetzt hat, der weiß, dass Übersetzer gleichzeitig treu und dreist sein müssen. Die subtile Arbeit, die durch das Übersetzen entsteht, ist ein Spielen nach Regeln, die man sich selbst auferlegt. Diese Regeln sind manchmal zu durchbrechen. Burkhart Kroeber, der mehr als 60 Titel übersetzt hat, darunter nicht wenige von über 600 Seiten (*Der Name der Rose*, Manzoni's *Die Brautleute*, Dickens' *Das Geheimnis des Edwin Drood*), hat das verteidigt. Denn das Übersetzen ist tatsächlich eine Haltung. Eine lustige und spielerische Philosophie. Nicht umsonst zitierte Burkhart Kroeber mehrere Male Umberto Eco, wonach der Schriftsteller, umgeben von seinen verschiedenen Übersetzern, zu sagen pflegte: »Das sind ich und meine Mafia«.

Tagungsberichte

Alexander von Humboldt. Reisen zwischen Europa und den Amerikas

von Reinhard Möller, Thomas Nehrlich und Nina Peter

Vom 27. bis zum 31. Juli fand an der Freien Universität Berlin der internationale und interdisziplinäre Kongress »Alexander von Humboldt — Reisen zwischen Europa und den Amerikas« statt. Organisiert und konzipiert wurde er von Lilianet Brintrup (Humboldt State University, Kalifornien) und Oliver Lubrich (Juniorprofessor am Peter Szondi-Institut und am Exzellenzcluster Languages of Emotion). In der Tradition des Namensgebers der Konferenz, Alexander von Humboldt, dessen Forschungen keineswegs von einem einzigen Fach erschöpfend erfasst werden können, trafen auf der

Konferenz Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen aufeinander und traten miteinander ins Gespräch: In annähernd 300 Vorträgen wurde das Thema des Reisens aus der Perspektive von 21 Fächern beleuchtet. Humboldt, der unter anderem als Botaniker, Geograph, Anthropologe, Reiseschriftsteller und Kunsthistoriker reiste, forschte und schrieb, hat ein multidisziplinäres Werk hinterlassen, das noch immer anregend wirkt und fortgeschrieben wird. Viele Themen lassen sich »von Humboldt aus« in den Blick nehmen. In zwölf Sektionen — das interdisziplinäre Themenspektrum erstreckte sich von Leben und Werk des Namenspatrons über Reisepraxis und -theorie sowie Exil- und Emigrationsforschung bis hin zum Zusammenhang von Reisen und Naturwissenschaften — setzte die Konferenz thematische Schwerpunkte.

Zahlreiche Mitglieder des Peter Szondi-Instituts beteiligten sich an der Konferenz: Zum Organisationsteam gehörten Julia Dettke, Annette Klein, Vukan Mihailovic de Deo, Reinhard Möller, Nina Peter, Rina Schmeller und Olga von Schubert als studentische Hilfskräfte des Instituts sowie Cornelia Colsmann als Koordinatorin vom Cluster »Languages of Emotion«; Bernd Blaschke, Christine Knoop, Bernhard Metz, Thomas Nehrlich und Jobst Welge moderierten Panels oder ganze Sektionen; Martin A. Hainz, Bernhard Metz, Thomas Nehrlich, Jobst Welge, Volker Woltersdorff und Maria Zinfert waren mit Vorträgen vertreten. Aus der Fülle an Beiträgen seien die Referate der AVL-Mitglieder hier kurz vorgestellt:

Der Beitrag von Martin A. Hainz untersuchte die apokryphe biblische Erzählung des »Descensus ad infernos« als Beispiel eines theologischen Reiseparadigmas und dessen produktiver Verarbeitung in literarischen Texten verschiedener Genres: In dem heilsgeschichtlichen Motiv der Begegnung des Heilands mit der »gottfremden« und verworfenen Welt der Hölle, die es zu erlösen gilt, erscheint nach Hainz der koloniale Blick des reisenden Entdeckers, Eroberers und »Erlösers« auf die von ihm bereiste »Fremde« vorgezeichnet, die durch ihre Alterität der Integration in den eigenen Deutungshorizont Widerstand entgegengesetzt, aber dennoch mit diesem vermittelt und unter Kontrolle gebracht werden soll. Aufgrund dieser Konstellation lasse sich der »Descensus ad infernos« insofern sogar als »das Modell der Kolonialisierung« betrachten, als in ihm das Interesse an der Konfrontation mit dem herausfordernden Anderen ebenso wie das Bestreben nach dessen Aufhebung und Destruktion in prägnanter Form zum Ausdruck komme: Durch die folgende Verknüpfung biblisch-theologischer Motive mit literarischen Texten des 18. Jahrhunderts wie Klopstocks *Messias* und den Reiseberichten Georg Forsters präsentierte Hainz' Beitrag interessante Perspektiven auf eine mögliche »Theo-Ontologie« kolonialen Reisens im Spannungsfeld zwischen Distanznahme und Nähe, in der das »Ander« im Sinne eines »transzendenten Verdammens« gerade als solches aufgesucht, aber zugleich durch Vereinnahmung oder Gewalt umgehend wieder getilgt wird.

Justus Fetscher zeichnete in seinem Beitrag die Wandlung der Bewertung und Einschätzung der Neugier in der abendländischen Kultur nach. Er analysierte insbesondere deren Redefinition im Jahrhundert der Aufklärung sowie ihre für die Reisen und Forschungen Alexander von Humboldts. In antiker Moralphilosophie und christlicher Dogmatik als Krankheit und gieriges Verlangen verachtet,

wurde die Neugier im 18. Jahrhundert als »Treibstoff« der Erkenntnis neu bestimmt. Zum Objekt der »neuen« philosophisch-anthropologischen Neugier wurden insbesondere nicht-europäische Bevölkerungen. Durch die Expeditionen von Louis-Antoine Bougainville, James Cook und Georg Forster erlangten vor allem die Kulturen des Pazifikraums Popularität als Quelle anthropologischer Einsicht. Alexander von Humboldts Amerikareise von 1799-1804 löste einen Wandel der geographischen Ausrichtung der Neugier, die Neu-Verortung des »signifikanten Anderen« nicht länger in der Südsee, sondern in den Amerikas aus. Innerhalb von Humboldts Werk nimmt das Konzept intellektueller Neugier eine Schlüsselstellung ein. Klar getrennt von jeder materiellen Gier versteht Humboldt Neugier als unverzichtbaren Antrieb für das Reisen und Forschen und die damit einhergehende Überwindung eines stationären und beschränkten Alltags zugunsten eines ständig wechselnden sowohl geographisch als auch intellektuell beweglichen Blickpunkts, der es ermöglicht, Material und Einsichten verschiedenster Forschungsfelder zu versammeln und eine umfassende Konzeptualisierung und Beschreibung des »Kosmos« zu erlangen.

Bernhard Metz setzte sich in seinem Vortrag mit einem Phänomen auseinander, das eng mit dem Reisen und seiner Literatur verknüpft ist, zugleich jedoch beides in Frage stellt. Der grundsätzliche Widerstand gegen Ortswechsel und gegen die Vorstellung, dass aus diesen Weisheit und Erkenntnis zu gewinnen sei, lässt sich bereits in der Antike ausmachen: Die *Odyssee* führt einen Helden vor, der die Reise zunächst zu vermeiden versucht und später unter seiner langen Irrfahrt leidet. Reiseskeptische Lehren findet sich bei Plato (*Nomoi*) und Seneca (*Epistulae morales*). Metz zeigte, dass diese Ansichten ein bemerkenswertes Echo in postmoderner Literatur des späten 20. Jahrhunderts finden: Paul Theroux' Reise mit *The Old Patagonian Express* (1979) ist ausdrücklich eine Suche nach dem unerheblichsten Reiseziel, an dem man dennoch stets sich selbst begegnet. Bei Ingomar von Kieseritzky schließlich reihen sich die ironisch geschilderten Reiseerlebnisse nurmehr in die lange Liste an Misserfolgen im *Buch der Desaster* (1988). Dennoch bleibt auch die reisekritische Literatur dem Reisen verhaftet, denn selbst die Erkenntnis, dass der Verzicht auf die Reise die bessere Wahl gewesen wäre, setzt diese zunächst voraus.

Der Beitrag von Thomas Nehrlich befasste sich mit Jorge Sempruns erstem Roman *Le grand voyage* (1963), in dem die Verschleppung eines von der deutschen Besatzungsmacht festgenommenen Widerstandskämpfers aus Frankreich in das Konzentrationslager Buchenwald im Jahre 1944 erzählt wird. Im Mittelpunkt stand hier die Frage, warum und mit welchen Konsequenzen Sempruns Erzähler seine fünftägige Fahrt in einem mit Gefangenen überfüllten Eisenbahnwaggon selbst als »Reise« darstellt: Schließlich bezeichnet dieser Begriff in seiner herkömmlichen Bedeutung doch gerade eine aktiv-freiwillige, etwa dem Erkenntnisgewinn oder dem Vergnügen dienende Ortsveränderung, wohingegen der Text die gewaltsame Deportation in ein Vernichtungslager schildert und die erlittenen Grausamkeiten auch explizit zur Sprache bringt. Gerade die Konzeption und Darstellung der Verschleppung als Reise erscheint nach Nehrlichs Lektüre jedoch als eine ästhetische Strategie des Widerstands, die es dem Erzähler ermöglicht, die Selbstbestimmung des Individuums gegen seine umfassende Kontrolle und Unterdrückung zu verteidigen.

Jobst Welges Vortrag war der Italienreise des brasilianischen Autors Rubem Braga (1913-1990) gewidmet: Braga begab sich im September 1944 ins faschistische Italien, um vom Feldzug einer alliierten brasilianischen Kampftruppe zu berichten. Die *crônicas*, die er im Auftrag der Tageszeitung *Diário Carioca* verfasste und später gesammelt herausbrachte (*Com a FEB na Itália*, 1945), schwenken formal und thematisch zwischen Journalismus und Literatur, persönlichem Erfahrungsbericht und allgemeiner Reflexion, nüchterner Abbildung und moralischer Stilisierung. Ihr vordergründigster Zweck besteht in dem

Bericht über den Verlauf des Zweiten Weltkriegs. Doch oft haben Bragas kurze Prosastücke eine zusätzliche Stoßrichtung, indem die Ereignisse in Italien so geschildert werden, dass ihre Analogie zu den politischen und sozialen Verhältnissen in Brasilien unter Diktator Vargas kenntlich werden. Neben dieser humanistischen Kritik kommt außerdem immer wieder der einzelne Soldat zu Wort, sodass die *crônicas* auch als individuelles Sprachrohr dienen. Mit diesem breiten kommunikativen Spektrum gibt Braga seine Antwort auf die Frage, wie Kriegsberichterstattung zu Reiseliteratur werden kann.

In seinem Beitrag zeichnete Volker Woltersdorff die Funktion bestimmter Städte und Regionen der USA als repräsentative Sehnsuchtsorte und Reiseziele im Sinne eines idealen »gay arcadia« und die Entwicklung solcher Topoi im Spiegel der Darstellungen vor allem europäischer Reisender seit den 1960er Jahren des 20. Jahrhunderts nach. So spiele seit dieser Zeit und bis in die 80er Jahre zunächst die kalifornische Küste — und hier insbesondere die Großstadt San Francisco — in verschiedenen Beschreibungen (nicht zuletzt auch denen Michel Foucaults) die Rolle eines imaginierten »refugee camp for homosexuals«, andererseits repräsentiere vor allem auch die Ostküstenmetropole New York für Autoren wie Hubert Fichte oder Quentin Crisp ein offenes Experimentierfeld für verschiedene Formen der »queer culture«. Angesichts der Anziehungskraft der auf diese Weise idealisierten urbanen Räume der amerikanischen Großstädte lasse sich Woltersdorff zufolge auch von einem besonderen »queer occidentalism« sprechen, dessen Konzepte wiederum nicht ohne Einfluss auf entsprechende kulturelle und theoretische Entwicklungen in den europäischen Heimatländern der Reisenden geblieben seien.

Maria Zinfert interpretierte Victor Segalens Reise von Le Havre über New York und San Francisco nach Tahiti (1902/1903) vor dem Hintergrund des ethnologischen Konzepts der Übergangsriten (Arnold von Gennep) als Prozess der Autorwerdung. Grundlage für diese Perspektivierung bildet die Lektüre autobiographischer Dokumente, die vom Werk aus in den Blick genommen werden. Segalens Nordamerika-Durchquerung wird dabei als Schwellenritus gelesen: Die unbestimmbare neue Umgebung, die Segalen als verkehrte und paradoxe Welt erfährt, löst eine veränderte und geschärfte Wahrnehmung in ihm aus. Auch das Vertraute scheint erst mit dem Blick aus der Fremde wahrnehmbar geworden zu sein. Ein schweres Fieber und die erste literarische Produktion fallen in dieser neuen Rahmung zusammen und leiten Zinfert zufolge Segalens »Geburt« als Dichter ein, die in einem »Fieberschub der Gesundheit« jedoch erst auf Tahiti ihren Abschluss findet. In Segalens Erlebnis des amerikanischen Schwellenritus werden damit wesentliche Aspekte seiner späteren Poetik, deren kennzeichnende Merkmale Inversion und Paradoxie bilden, bereits vorgeprägt.

Das wissenschaftliche Programm der Konferenz wurde erweitert und abgerundet durch zahlreiche kulturelle Rahmenveranstaltungen: Bei der Lesung aus seinem Roman *Der fliegende Berg* (2006), der von einer Bergsteiger-Reise nach Tibet handelt, bewies Christoph Ransmayr durch ausdrucksvolle, getragene Rezitation sein Vortragstalent. Rainer Simon, ehemaliger DEFA-Regisseur und Drehbuchautor, führte seinen Film über Humboldts *Besteigung des Chimborazo* (1989) vor und erzählte vom Dreh mit indigenen Laienschauspielern in Ecuador. Die Reise dorthin wurde möglich, indem Simon den Film kurz vorm Mauerfall als erste — und letzte — deutsch-deutsche Gemeinschaftsproduktion realisierte. Den Abschluss der Konferenz bildete eine eintägige Exkursion nach Weimar, wo der Besuch

des Goethe-Hauses, der Anna-Amalia-Bibliothek und des Goethe- und Schiller-Archivs vor allem den internationalen Gästen einen Einblick in diese kulturell so bedeutsame Stadt bieten sollte.

Das vollständige Programm der Konferenz finden Sie unter: <http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/we03/veranstaltungen/humboldt-conference/index.html>

Neuerscheinungen

Respekt vor den Poeten

Der Aufstieg des Schriftstellers zu einem unternehmerischen Einzelgänger und der Entwurf einer Genie-Ästhetik zur Begründung seiner autonomen Produktivität ereignen sich in Europa am Schnittpunkt zweier Epochen: dem Übergang von einer eher statisch geordneten zu einer dynamisch bewegten Gesellschaft etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Künstler, die sich von der Auftragskunst lossagen, handeln sich für ihre Werke das Privileg, aber auch das Risiko der vollen Eigenverantwortung ein.

In einer Abfolge von Einzelstudien steckt Eberhard Lämmert Stationen und Krisen der Entfaltung des freien Schriftstellers in zwei Jahrhunderten ab und untersucht dabei u. a. Werke von Schiller, Brentano, George, Heinrich und Thomas Mann, Kafka und Tucholsky. Vier Querschnittsstudien gelten schließlich der sich in Deutschland spät entfaltenden Großstadtliteratur, dem Regress des Schreibens unter Diktaturen und parallel dazu dem Exil als einer geradezu prototypischen Lebensform dieser Epoche und runden mit einem Blick auf die neuen Kommunikationsformen der Literatur das Profil des freien Schriftstellers als eines Phänotyps dieser Epoche.

Eberhard Lämmert: *Respekt vor den Poeten. Studien zum Status des freien Schriftstellers*, Göttingen: Wallstein 2009 (Manhattan Manuscripts, ed. Eckart Goebel, Paul Fleming & John T. Hamilton, vol. 1), 360 pp., € 24,90

Experiment Linie

Um 1900 ist die Linie ein Faszinosum. Die bildenden Künste loten sie aus und dynamisieren damit ihr Verhältnis zueinander sowie das zu Natur und Technik. Aber die Linie hat damals noch viele weitere Funktionen: Sie ist auch epistemologische Metapher, kulturkritischer Kampfbegriff, poetologisches Graphem, Gegenstand und Medium wissenschaftlicher Experimente, Spur kollektiver Erschütterungen, Epochensignatur, Vehikel interdisziplinären Forschens u. v. a. m. Sie begegnet in wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Unternehmungen und transgrediert jeweils geltende Einteilungen und Dichotomien. Diese vielstrahlige Wirksamkeit verfolgt das Buch in einem komplexen interdisziplinären und intermedialen Beziehungsfeld.

Sabine Mainberger: *Experiment Linie. Künste und ihre Wissenschaften um 1900*, Berlin: Kadmos 2010 (Kaleidogramme vol. 53), 381 pp., € 26,90.

Die Spur des Sputnik

Der Start des sowjetischen Satelliten Sputnik am 4. Oktober 1957 löste im Westen einen Schock aus, während er für die Sowjetunion eine neue »kosmische Ära« einleitete. Doch der Sputnik-Flug hatte nicht nur technische und politische Bedeutung. Erstmals gehen die AutorInnen in diesem Band auch den grundlegenden kulturellen Wandlungen nach, die aus dem Beginn der Raumfahrtära resultierten. Das Themenspektrum reicht von der Veränderung des kollektiven Zeitempfindens und der Raumästhetik über Wandlungen in der visuellen Kultur der Sowjetunion bis zu ideengeschichtlichen und literarischen Adaptionen der Weltraumfaszination.

Die Spur des Sputnik. Kulturhistorische Expeditionen ins kosmische Zeitalter. Herausgegeben von Igor J. Polianski & Matthias Schwartz, Frankfurt/Main & New York: Campus 2009, 220 pp., € 29,90.

Impressum

Newsletter № 10 der Alumni-Vereinigung des Peter Szondi-Instituts für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin e. V.

Redaktion und nicht namentlich gezeichnete Beiträge: Dr. Sandra Janßen & Bernhard Metz (Redaktionsschluß: 11. Dezember 2009)

Layout und Satz: Bernhard Metz

Newsletter № 11 soll im Sommersemester 2010 erscheinen. Ideen, Anregungen und Informationen hierzu sind sehr willkommen.

Bisherige Ausgaben sind auf der Internetseite des Vereins verfügbar: <http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/weo3/alumni/newsletter/index.html>

Freie Universität  Berlin

Alumni-Vereinigung des Peter Szondi-Instituts für
Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der
Freien Universität Berlin e. V.
Habelschwerdter Allee 45 14195 Berlin
tel & fax: ++49/30/838-55003
e-mail: av alumni@zedat.fu-berlin.de
<http://www.complit.fu-berlin.de>